

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1840)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Boken Gruss zum neuen Jahre.

Gut Nacht und Amen! D's Jahr ist us!
„Es chunt es anders!“ Säg Gottlob dersfür
U bruch's fen g'scheid. „Ja! Wen i wüft
wie's chunt!“

Ja gell! Das weist du nit, u niemer seit
dir das.
O'schau! Wen i scho der Prättigmacher bi,
So g'sehn i doch so weni grad as du!
„Heh nu! So schwng we d' mir nüt säge
chast!“

Hm! Deppis wüft i doch, we d' lose witt.
O'schau z'ruck u lueg: wer het im alte Jahr
Dir so viel Schön's u Gut's u Lieb's la
g'scheh?
Dargege lueg, wer het dir mengisch d'
Freud verderbt?

U dir Verdrus u Chummer g'mach? Säg
wer?

Weist wer die gute Gaben allt git?
Weist wer so viel i d's Lebe nye pfuscht,
Daz d's Gute ntene g'rathet cha? Weist
wer?

Such das im alte Jahr! Du find's!
Ies cher di um! Lueg vorwärts! Weist
wie's geit?

Weist was de mache mußt, daß d' glück-
lich bist?

Folg dem wo Zyt u Welt regiert,
u Sunn, Mon u alli Sterne führt,
u trau ihm stys. Er het e starchi Hand,
Un er versteits bas as leis Mönchschechind.
De hüt di wohl, daß d' nit dur eigni Schuld

E

Dys Glück verheiglist. D'sselb ist gar
gly g'scheh.
Mit Chartespiel, mit Wn, mit Branterow
Het menge scho bizte fertig g'macht.
Der Hochmuth bringt gar menge über nüt;
U wer der Chopf höch treit, då stößt
Am ersten ane Stei u fällt.
Bruch dyni Händ zur Arbeit! s' cheu nit all
Stabellerüter sy. — Lueg uf dy eigni Sach,
U mischle di nit geng in ander Büt.
Aeh schwyg! Der Predigkant het scho

Des Redes meh as gnue dervo.
„Wo Wysheit, u vo Tuget! Paperlap!
„Dem allem fragen i nit sovel na.
„Kat dir mi ga, so wie'n i selber will!“
Heh nu! Weicht was? So bis e Narr,
u blyb's
So lang de wit! Doch we du endlich
z'leist
Im Wasser steift, bis es i d's Mul dir
laust —
Chlag niemer als dy eigni Narrheit a.

Bon der Natur.

(Fortsetzung. Was im vorigen Jahrgang, unter dem Titel: Naturmerkwürdigkeiten des Vaterlandes, abgebrochen ward, das wird seiner Zeit unter der Ueberschrift: von der Natur, — fortgesetzt werden.)

Wir kommen jetzt zu der Thiergattung, die man Hundearten nennt. Sie enthält neben den eigentlichen Hunden noch einige andere Verwandte. Diese Thiere haben Füße mit Zehen und Nägeln; ihr Gebiß hat oben und unten sechs gleich lange Vorderzähne. Die Eckzähne stehen einzeln, sind lang und spitzig. Ihre Nahrung besteht meist in Fleisch. — Hierher gehören unter unsren vaterländischen Thieren: 1) die eigentlichen Hunde; 2) der Fuchs; 3) der Wolf.

Der Hund läuft in gar verschiedenen Arten, nur allzuhäufig, vor aller Augen herum, und ist seit unendlichen Zeiten schon ein Hausthier, und die gelehrten Naturforscher können noch jetzt nicht mit Sicherheit angeben, wer der Stammvater des Hundes ist. — Man nennt die ver-

schiedenen Arten: Racen (Rassen). Die merkwürdigsten sind folgende, die aber wieder in mancher Verschiedenheit vorkommen:

1. Der Haushund. Dazu rechnet man den Spiz oder Pommer, in mehreren Verschiedenheiten, und den eigenlichen Schäferhund, den man aber nur da kennt, wo die Schafzucht im Großen betrieben wird.

2. Der Bärenbeisser oder Balzenbeisser, hier meist Doggenhund genannt. Es ist die größte Hundeart, und die stärkste, und erscheint auch in verschiedenen Abänderungen; z. B. Mezgerhund oder Treibhund. Viel kleiner, aber in der Gestalt ähnlich, ist der Mops.

3. Die verschiedenen Jagdhunde, Windhund, Wachtelhund u. dgl. Der Jagdhund giebt Laut, d. h. er bellt, so wie er den Hasen aufgejagt hat, und verfolgt ihn auch so. Der Wachtelhund (Stellhund) hingegen bleibt vor dem Hasen stehen, bis der Jäger ihm das Zeichen giebt, daß er einspringen soll.

4. Der Pudel, ein kraushaariger Hund, mit hängenden Ohren, dem man

meist in der Jugend den Schwanz stuht. Er ist meist sehr verständig, lernt leicht allerlet nützliche und angenehme Künste; ist aber deswegen unangenehm, weil er mehr als andere eine stinkende Ausdunstung hat.

5. Die sogenannten Dachshunde sind merkwürdig. Es sind ganz kleine, aber lebhafte und mutige Thiere. Die eine Art hat kurze aber ganz eigenthümlich gekrümmte Beine; die andere kurze aber gerade Beine. Sie werden zur Jagd von Hüxsen und Dachsen gebraucht, denen sie in die Gruben nachkriechen u. s. w.

So wie nun die Arten von Hunden so mancherlei sind, so sind auch ihre Fähigkeiten, ihre Triebe sehr ungleich, und eben dadurch werden sie so nützliche Hausthiere. Ihr stärkster Sinn ist der Geruch. Damit findet er die Spur seines Meisters auf viele Stunden weit; damit eben sucht der Jagdhund den Hasen, den Schnepf u. s. w. Eben so zeichnet sich sein Gedächtniß aus, womit er seinen Heimweg immer wieder findet, und seinen alten Meister nach jahrelanger Trennung wieder erkennt. Man bemerkt sogar eine Art von Verstand oder Beurtheilungskraft an ihm, die oft außfallend ist. So zeigt der Hund eine Abhänglichkeit und Treue gegen seinen Meister, wie kein anderes Thier, und oft lebt er sein Leben daran, dasjenige seines Meisters zu retten. — Auch ist der Hund eher freundlich und gut, als böse und beißig, und wird dieses gemeinlich nur durch schlechte Erziehung, so daß man oft mit mehrerem Rechte den Meister anstatt des Hundes schlagen sollte.

Mit allen diesen Eigenschaften wird nun der Hund ein nützliches Thier, zumal

wenn er wohl abgerichtet und gut erzogen wird. — Er ist Hüter und Wächter bei Tage und bei Nacht; er jagt dem Jäger das Gewild; treibt dem Mieger sein Vieh; hütet dem Hirten die Heerde; treibt dem Nagelschmied sein Rad zum Blasebalg; sucht und findet das Verlorne u. s. f. Auch sein Fleisch wird an vielen Orten so gut gegessen, als bei uns das Kalbfleisch, und daß Fett und Haut gut verkauft werden können, das weiß der Mühje M....r in der Hundeschau.

Das größte Uebel am Hunde ist die Tollheit, die Wuth. Der Hund kann aus verschiedenen Anlässen toll werden. Allzu große Hitze oder allzugroße Kälte, zumal wenn sie gleich von der Kälte weg, sich zum heißen Ofen legen; Mangel an Sausen; heftige Zahnschmerzen; schlechtes Fleisch, zumal in heißer Zeit; versagte Begattung; wiederholte Misshandlungen; das sind die bekanntesten Veranlaßungen zu dieser fürchterlichen Krankheit. Wenn man seinen Hund gehörig beobachtete und auf sein Besinden gehörig merkte, so würde man meist den Anfang des Uebels frühe genug merken, um großes Unglück zu verhüten. Wird der Hund schlafelig, traurig; sucht er beständig warme Dörter; schleicht er zum Frestroge und mag doch nicht fressen; läßt er Ohren und Schwanz hängen; wird er mürrisch und unleidig gegen Menschen und Thiere, dann ist's die höchste Zeit den Hund festzumachen, oder abzuthun, daß nicht die Wuth ausbreche und Unheil anrichte. Zur Kurzweil nicht allein, sondern mehr noch zum Beweise der Wahrheit dessen, was wir von den Fähigkeiten des Hundes gesagt haben, erzählen wir folgende kleine Geschichten.

In einer Gesellschaft, wo viele Herren zusammen kamen, stellten sie ihre Stocke in einen Winkel, und der Eine von ihnen ließ seinen Hund dabei Wache halten. Kam einer und holte seinen Stock, so ließ ihn der Hund ruhig ziehn. Ergriff aber einer seines Herren Stock, so fieng der Hund an zu knurren und setzte sich zur Wehre. — Wie genau wußte er seines Herrn Eigenthum zu unterscheiden! —

Ein Herr hatte einen Hund, den er dressirt hatte, das Holz zum Kaminfeuer vom Estrich herunter zu holen. Einmal hatte er Gesellschaft, rühmte die Kunst seines Hundes, und schickte ihn fort, Holz zu holen. Der Hund gieng, kam aber lange nicht wieder, und man fieng an den Herrn auszulachen. „Nur Geduld“ sagte dieser, „mein Hund läßt mich nicht im Stiche“. Auf einmal hören sie ein gewaltiges Gepolter die Estrichstiege hinunter. Sie laufen hinaus, und eine Magd erzählte: der Hund habe Stück für Stück oben an die Stiege getragen, und jetzt den ganzen Haufen auf einmal herabgestoßen, um sich das Hin- und Herlaufen zu ersparen. — War das nicht gescheid?

Einem Herrn in Bern war sein lieber und kluger Pudel gestohlen worden. Nach mehreren Jahren kommt ein Mann mit abgerichteten Hunden in die Stadt, und läßt ihre Künste um Geld sehn. Der alte Herr, ein großer Freund der Hunde, geht auch hin. Am Ende sagt der Mann: „Meine Herren und Damen! Jetzt werd' ich Ihnen meinen besten Künstler erst vorführen. Der Hund kommt, angezogen mit einer rothen Jacke und Hosen. Aber kaum hat er seine Künste angesangen, so springt er mit lautem Freudengeheul auf

den alten Herrn zu, und flattirt ihm auf alle Weise. Der neue Meister will seinen Hund wieder haben, aber der weise ihm die Zähne. Nun beschreibt der alte Herr jedes Flecklein an seinem Hunde; man zieht diesem seine Kleider ab, und es trifft alles genau ein, so daß alle Anwesenden das treue Thier seinem alten Meister wieder zusprechen. — Wie treu war sein Gedächtniß! Wie treu sein Liebe! So viel vom Hunde für diesmal. —

Ihm verwandt ist der Fuchs. Der ist nun ein gar schlimmer Geselle. Seine Gestalt kennt ihr wohl alle. Er ist das Sinnbild der List und Schlächtigkeit; und wenn die Fabeldichter einen klugen Streich erzählen, so wird er sicher dem Fuchse zugeschrieben. Er wohnt in Höhlen unter der Erde, die er entweder selber gräbt, oder noch lieber einem Dachs abjagt, und dann für sich einrichtet. Er ist ein arger Dieb, und stiehlt Hühner und Gänse, fängt im Wald Hasen und Eichhörnchen, wenn diese auf den Boden herabkommen, wohl auch Schnepfen, Wachteln, Rebhühner u. dgl. Da er aber diese nicht immer haben kann, so nimmt er auch mit Feldmäusen, Fröschen und Maikäfern vorlieb, und scharrt im Winter vergrabenes Aas hervor. Sein Balg ist im Winter ein gutes Pelzwerk. Er kann jung gezähmt werden, bleibt aber doch ein Schelm sein Leben lang.

Noch schlimmer ist sein großer Vetter, der Wolf. Zum Glücke ist er in unserem Lande sehr selten. Er hat die Größe eines starken Hundes, eine spitze Schnauze, und, wie der Fuchs, die Augen schief im Kopfe. Sein Balg ist grau, mit schwarzen Haaren gemischt, und rauh; den zot-

llgen Schwanz trägt er meist unter die Hinterbeine gezogen. Er raubt Schafe, Kälber, Hunde, und wenn mehrere beisammen sind, so greifen sie auch größeres Vieh an. Darum ist auch alles auf und hinter ihm her, so bald er sich im Lande merken lässt. Allein ist er aber furchtsam und flieht. Wo sie aber zahlreich sind, rotten sie sich, zumal im Winter, zusammen, dann sind sie mutiger und der Hunger macht sie gefährlich. Bei uns erscheint er nur als vertriebener Flüchtling, (aber nicht als politischer) und wird darum bald verrrieben oder geschossen. —

Und das sind nun die Thiere aus dem Hundegeschlecht, die in unserem Lande sich leijgen.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas von der Schreibekunst.

Daf die Kunst, seine Gedanken mit Zeichen auf Papier u. dgl. andern mitzutheilen, eine sehr nützliche, und in unsern Tagen sogar für die meisten eine unentbehrliche Kunst ist, wird kein Verständiger läugnen. Was wollten die Handelsleute anfangen, wenn sie ihre Waaren in Ost- und Westindien alle nur mündlich bestellen könnten? Wie wollte man ein Buch drucken, wenn keines geschrieben würde? Und es wäre doch Schade wenn der Bote seinen Kalender nicht mehr herausgeben könnte. Auch der Stummekann reden vermehlt der Schrift. — Aber so alt auch die Erfindung ist, so gieng es doch sehr lange, ehe die Schreibekunst erfunden war, so wie wir sie jetzt kennen. Lange giengs ehe man Zeichen (Buchstaben) erfand. Man sieht diese wichtige Erfindung

mehr als zweitausend Jahre vor Christi Geburt. Noch hatte man nichts, darauf man schreiben konnte, als Holz und Stein, woren die Buchstaben gegraben wurden, z. B. Mosis Gesetzesfeln. Dann aber fieng man an Thierhäute zu bereiten (Pergament), auf die mit Farbe die Buchstaben gemahlt wurden. Diese Häute wurden dann nicht zusammengelegt, sondern zusammengerollt, und hießen darum Rollen. Das erste Papier erhielt seinen Namen von einer Staude, Papirus genannt. Die Stengel wurden gespalten, flachgelegt und so kleine Tafeln versiert. Es war aber lange nicht so schön und bequem, als unser jetziges Papier. Römer und Griechen hatten dünne hölzerne Täfelchen mit Wachs überzogen. Darauf schrieben sie mit dem spitzen Ende des Griffels, und was unrecht geschrieben war, ward mit dem flachen Ende wieder ausgelöscht. — Wie sehr viel bequemer haben wir's! Das Papier ist schön, leicht, wohlfeil, und in vielerlei Arten zu haben. Die Dinte ist wohlfeil zu haben, und leicht zu machen, und die Federn findet man überall zu kaufen. Ehemal konnten selbst Könige und Fürsten nicht schreiben. Sie hatten dafür ihre Kanzler, und diese waren meist Geistliche. In den Klöstern wurde die Schreibekunst am fleißigsten geübt. Die Geistlichen schrieben auf Pergament alte Handschriften ab von griechischen und lateinischen Büchern. Viele brachten es im Schönschreiben sehr weit. Nicht nur wurden die Anfangsbuchstaben der Kapitel mit schönen Farben, Silber und Gold gemacht, sondern oft schöne kleine Malereien oben über oder zu den Anfangsbuchstaben gemacht. In alten Druckschriften, aus dem Zeitalter

der Reformation, sieht man ähnliche künstliche Anfangsbuchstaben in Holz geschnitten. — Begreiflich ist, daß dergleichen auf Pergament geschriebene Schriften, Kaufbriefe, Verkommnisse, Stammbäume, ja ganze Bücher sehr kostbar herauskamen, und den fast einzigen schreibenden Geistlichen viel Geld eintrugen. Als daher die Buchdruckerei erfunden, und dadurch ihr Verdienst gemindert wurde, so verschrien sie diese neue herrliche Kunst, als eine Erfindung, wozu der Teufel geholfen habe. Daher kommt das Mährlein vom Doktor Faust, der für den Erfinder dieser Kunst gilt.

Es ergiebt sich aus dieser kurzen Darstellung:

- 1) Es ist doch jetzt manches viel besser als ehemals.
- 2) Die Welt rückt also doch in manchem vorwärts, und wird nicht immer schlechter.
- 3) Man muß aber bei jeder Erfindung nicht fragen: ist sie neu? sondern: ist sie gut und nützlich? Und da wollte der Vate das Schießpulver viel eher dem Teufel zuschreiben, als die Druckerei.

Vom Brieffschreiben.

Und weil nun einmal vom Schreiben die Rede ist, so will der Vate noch eins schulmeistern, und einige Worte sagen vom Brieffschreiben. — Für's Erste von dem Inhalte. Da ist die Hauptsache: schreib dein Anliegen so kurz, einfach und klar als möglich. Es fehlen viele darin, daß sie die Hauptsache unter so viel Worte verbergen, daß am Ende ein rechtes Krausmaul daraus wird, das Niemand versteht. Was man mit zehn

Worten sagen kann, sage nicht mit hundert. — Ferner: schreib nie einen unanständigen oder gar unverschämten Brief. Es hat Mancher einen Zorn auf Demand, und darf nicht öffentlich zeigen. Da schreibt er einen Brief, theilt Ochsen und Esel, Schelmen und Spitzbuben aus u. dgl. So gescheid ist er aber, daß er weder Namen noch Ort nennt. Das sind sogenannte anonyme, d. h. namenlose Briefe; die aber nur von schlechten Leuten gebraucht werden. — Zum Andern von der Form eines Briefes, so gilt's: 1) Seh oben an in den rechten Ecken des Papiers Ort, Monat, Tag und Jahr, das ist das Datum des Briefes. 2) Titel und Anrede mach' je nach den Personen, an die du schreibst. Bist du nach der neuesten Mode, so mach' etwa: Mein Herr! oder noch kürzer: Tit.! Da kann jeder nach Belieben daraus machen, was er will, ehrlicher Mann, oder Schuft. Bist du aber nach der alten Mode, und denkst: Ehre dem Ehre gebühret; so schreib deines Gleichen: Lieber Freund oder dgl. Einem Vorgesetzten in der Gemeinde: Wohlachtbarer; einem Regierungs-Beamten: Hochgeehrter Herr! Wenn's auch zu viel oder zu wenig ist, es wird's kaum einer zürnen. Einem Pfarrer gab man sonst den Titel: Wohlehrwürdiger Herr! Das ist aber sammt manchem andern abgegangen, wie die Höflichkeit selber. — 3) Am Schlusse sag' einem guten Freunde: Mit freundlichem Gruße; einem Höheren: Mit Hochschätzung! Und am Ende deinen Namen, und schreibst du an Leute, die dich nicht weiter kennen, so seh' noch dazu, was du bist: Salzauswäger, Schmied, Gerichtsäff oder dgl. Denn es giebt ja

oft im gleichen Dorfe manchen vom gleichen Namen. — Was endlich die Außchrift, Adresse, betrifft, so bezeichne 1) genau die Person, an die du schreibst; schreibe ihren Namen so richtig als möglich, und dazu Amt, Begangenschaft u. dgl., damit man weiß, wem der Brief gehört. 2) Bezeichne genau den Wohnort dessen, dem du schreibst. Erstlich die Wohnung nach ihrem besondern Namen: im Bisang, im Weghäusli, auf dem Knubel, im Scheiteracker u. s. w. Dann auch die Kirchgemeinde, worin der Ort liegt; denn der gleiche Name kommt in vielen Gemeinden vor, z. B. nur der Name Füren kommt allein über dreißig, und mit andern zusammengesetzt noch viel mehr vor. Ja, es giebt auch Namen von Kirchgemeinden, die doppelt vorkommen, wie Affoltern, Diessbach re. Da muß man schreiben: Affoltern im Emmenthal, oder bei Aarberg; Diessbach bei Büren, oder bei Thun; Oberwyl bei Büren, oder im Simmenthal. Noch besser: man setzt in solchen Fällen den Namen des Oberamts dazu, wie das Regimentsbüchli ihn anzeigt. 3) das einfältige cito! cito! lass nur weg. Das hilft nichts, der Brief kommt um keine Minute eher an's Ort. Beim Versiegeln nimm dich in Acht, daß das Siegel nicht in die Schrift komme, wodurch oft ein sehr wichtiges Wort zerissen und unleserlich gemacht wird. — Die Schullehrer sollten ihre Schüler lehren, wie man einen Brief schicklich und verständig zusammenlegen soll.

Wörterbuch. (Fortsetzung.)

Die Dünne, ein Sandhügel an der Küste des Meeres.

Duodez. Dasjenige Format eines Buches, wobei ein Bogen in zwölf Blätter zusammengelegt wird. Man schreibt: in 12. So versteht nun der Leser schon was ist Folio, nämlich wo der Bogen ganz ist; 4. oder Quart; 8. Oktav u. s. w.

Das Echo, der Wiederhall der Stimme, die von einem festen Körper, Berg, Fels, Haus o. dgl. zurückgegeben wird.

Das Edikt, ein öffentlicher Befehl der Regierung. Ediktal, was öffentlich bekannt gemacht wird; daher Ediktalcitation.

Der Effekt, die Wirkung, der Eindruck, den eine Sache auf uns macht. Z. B. großer Lärm macht nur den Effekt der Traurigkeit.

Die Effekten, in der Mehrzahl, bedeuten Habseligkeiten.

Der Egoismus; vom lateinischen Worte ego, ich. Bezeichnet diejenige Gesinnung, wo der Mensch immer nur seinen eigenen Vortheil sucht. Daher: egotisch, der Egoist. Brauchst sie nicht weit zu suchen, findest sie überall, vielleicht in der eigenen Haut.

Elastisch sind diejenigen Dinge, die sich zwar biegen, in eine andere Form zwängen lassen, aber sogleich ihre erste Form annehmen, wenn der Zwang nachläßt. Z. B. eine Weidenrute, eine Uhrfeder. Daher: Elastizität.

Elektrisch heißen diejenigen Körper, die, wenn sie gerieben werden, leichte Körper, wie Stroh, Papierschnipsel, an sich ziehen, und kleine stechende Funken von sich geben. Die Elektrizität, die Elektrismusmaschine. — Man hat diese Eigenschaft zuerst am Bernstein bemerket; dieser heißt lateinisch Electrum; daher die Benennung.

Die Elegie, ein Gedicht, worin vorzüglich Wehmuth und Traurigkeit herrscht.

Das Element, die ersten Grundbestandtheile einer Sache. Dann auch was besonders wohltätig und sogar unentbehrlich ist; so ist Wasser das Element des Fisches. Ferner: die ersten Ansänge einer Sache; daher Elementarschule.

Das Elsenbein, die großen hervorragenden Hauzähne des Elefanten. Schreib also nicht etwa Helferbein.

Der Email, deutsch: Schmelz; eine Art Malerei wobei die Farben eingebrannt werden.

Emballiren, Emballage, (sprich Amballasche), Einwickeln, Einpacken.

Das Emblem, ein Sinnbild. So ist z. B. ein Spiegel das Sinnbild der Wahrheit, die Schlange das Emblem der Klugheit u. s. f.

Der Embryo, die noch nicht völlig ausgebildete Frucht im Mutterleibe.

Emigrieren, auswandern, der Emigrant.

Eminenz heißt eigentlich: Erhabenheit; ist ein Ehrentitel für die Nobelgarde des Papstes. Eminent, vorzüglich, sich besonders auszeichnend.

Das Epigramm, griechisch, heißt eigentlich eine Ausschrift, Ueberschrift auf einem Gegenstande. Man bezeichnet damit Gedichte, die bei großer Kürze einen sinnreichen, wichtigen Gedanken enthalten.

Die Epoche, ein gewisser Zeitschnitt; z. B. in derselben Epoche lebte ein Mann ic. Aber: Epoche machen, heißt: Aufsehen erregen, so daß oft ein Zeitschnitt danach benannt wird. Z. B. in der lutherischen Epoche; in der Epoche der französischen Revolution.

Die Equipage (sprich Eggipasche). Erstlich Kutsche, Pferde und Bediente. Dann Ausrüstung mit dem Nothigen; auf einem Kriegsschiffe die Bemannung desselben.

Der Eremit; aus dem Griechischen, ein Einsiedler.

Das Evangelium; aus dem Griechischen wörthlich: gute Botschaft. So nennt man a) die ganze christliche Religion; b) diejenigen Bücher, welche die Lebensgeschichte Jesu enthalten. In der Mehrzahl: die Evangelien; ihre Verfasser: Evangelisten. Daher heißt evangelisch alles, was auf das Christenthum Bezug hat, so viel als christlich.

Das Examen, die Prüfung; daher: Examinator, der die Prüfung vornimmt; Examinat, der geprüft worden ist. In unserm Kanton nennt man so diejenigen Theologie Studirenden, welche geprüft und zum Kirchendienst tüchtig erfüllt worden sind, bis sie Pfarrer werden; eben wie Candidate.

Excellenter, vorzüglich, ausgezeichnet. Exzellenz ein hoher Ehrentitel.

Der Excess, ein Übermaß, eine Ausschweifung.

Das Excrement, der natürliche Auswurf des thierischen Körpers.

Die Exekution. Eigentlich die Vollziehung einer Sache; dann besonders einer Leib- und Lebensstrafe. Exekutionstruppen werden zur Strafe gesandt.

Das Exempel, deutsch Beispiel.

Das Exemplar heißt ein Einzelnes, z. B. ein Buch, zum Unterschied aller andern gleichen Bücher.

Exemplarisch; was zum Muster dienen kann, vorzüglich gut ist.

Exorziren, üben, wird meist nur von Soldaten gebraucht.

Existiren, da sein, die Existenz.

Der Exorzismus, die Beschwörungsformel, womit der Teufel oder andere unreine Geister gebannet werden.

Expediren, ausfertigen. Expedit, fertig, flink.

Das Experiment, ein künstlicher Versuch.

Express, ausdrücklich, mit Fleiß.

Extra, was über das Gewöhnliche geht, z. B. extrafein ist besonders fein.

(Wird fortgesetzt.)

Elige Merkwürdigkeiten der Stadt Bern.

(Nach dem Alphabet geordnet.)

Der Bärengraben ist eine uralte Stiftung. Die Einen sagen: Herzog Renatus von Lothringen habe sie gestiftet; Andere: ein Junker Bartholome May habe aus einem italienischen Feldzug zwei Bären mit sich gebracht. — Zuerst war der Graben gerade obenher dem Kastellhurm, in dreien Abtheilungen. Dann ward dieser Platz zum Viehmarkt gemacht, und der Bärengraben zwischen dem innern und äußern Aarbergerthor angelegt, wo jetzt das Schellenhaus steht. Als dieses gebaut wurde, verlegte man den Bärengraben vor die Stadt, unten an die Kneubreche, wo er jetzt ist. Es ist eine eigene Stiftung, woraus die Bären mit Mus und Brod erhalten werden, und der Wärter sein Einkommen erhält. Bei der Revolution von 1798 mussten die guten Muhen als Gefangene nach Paris wandeln. Erst meh-

rere Jahre nachher wurden ein Paar Andere angeschafft, und seither Junge nachgezogen.

Die Bibliothek, so heißt das öffentliche Gebäude, worin die Sammlung der Bücher aufbewahrt wird, welche der Bürgerschaft von Bern angehören. Es ist über der sogenannten Ankenlaube. Ehemals nahm diese Büchersammlung den hinteren Flügel des Klostergebäudes ein, wo jetzt der sogenannte Antikensaal ist. Das jetzige Gebäude wurde im Jahr 1792 mit großen Kosten eingerichtet. Es sind über 30,000 Bände Bücher, und über 1,200 Handschriften darin. Eine reiche und merkwürdige Sammlung von alten Münzen, sowohl einheimischen als fremden, ist auch daselbst. Unter der Bibliothek, wo die ehemaligen Speckkämmerli der Säumer waren, ist jetzt eine Sammlung vaterländischer Alterthümer angelegt. Die Büchersammlung selbst hatte einen geringen Anfang. Man hat zusammen, was bei der Reformation sich in den Klöstern der Stadt vorsand. Auch die von andern Klöstern wurden dazu gehau. Später kamen größere und kleinere Schenkungen dazu. Auch wurden immerfort Bücher gekauft.

Die Brunnen sind eine herrliche Zierde der Stadt. Sie wurden in dem heissen Sommer 1396 in die Stadt geleitet. Das Wasser kommt von weitem her, und wird durch eine Maschine in die Stadt getrieben. Die Brunnen, die in älterer Zeit gemacht wurden, sind zum Theil öffentliche schöne Denkmäler, und mit Bildsäulen u. dgl. verziert. Mehrere neuere sind geschmackvoll und anmuthig. Am Stalden steht gleich beim Thore auf der Brunnensäule das Bild eines Läufers, der im Dienste des Staates den Tod der Treue

F

starb. Bei der großen Kirche Moses mit den Gesetztafeln. Bei der Schaal Simson, der einen Löwen zerreißt. Oben am Stalden die Gerechtigkeit. Bei dem Kästchthurm die Mäßigkeit u. s. f.

Brandmagazine sind erst in neuern Zeiten, d. h. seit 1798, angelegt worden. Darin sind alle Geräthschaften enthalten, welche bei einem Brande zum Löschchen und Retten bestimmt sind. Die Spritzenleute, das Brandkorps genannt, sind ganz militärisch geordnet, mit Ober- und Unteroffizieren und Gemeinen, und sie tragen schwarze Uniform mit roth ausgeschlagen. Es könnte manch Landgemeinde in der Hauptstadt viel lernen deshalb. Und würde auf dem Lande die gute Feuerordnung des Kantons besser beobachtet, und herrschte hierin nicht so viel Leichtsinn bei allen, wir hätten weniger Feuersbrünste.

Bäder sind in der Stadt einige an der Matte. Es sind aber keine Gesundheitsbäder, denn sie haben ihr Wasser nur aus der Aare.

Bowegsthürlein, so nennt man den Weg, der von der Junkerngasse an die Matte hinunter führt. Es sollte eigentlich Bubenbergsthürlein heißen, weil hier die berühmte Familie Bubenberg ihr Wohnhaus hatte.

Der botanische Garten liegt zwischen der Bibliothek, dem Kloster, der Schule und der Gallerie. Es war ehedem der Kirchhof der Franziskaner, und hat noch lange nachher zum Begräbnisplatz gedient. Da liegt z. B. der berühmte Wolfgang Musculus, der 1563 starb, und der Stammvater der Familie Müslin war. Bei der Revolution von 1798 diente dieser Platz zu einem Militärpark und war

mit Wagen und Pferden gefüllt, und mit Mist und Unrat verunstaltet. Erst später ward er zu einem botanischen Garten gemacht, worin nicht nur seltene Pflanzen aus unsern Alpen, sondern auch viele aus andern Welttheilen zu sehen sind. Manche sind auch in einem doppelten Glashaus, welches geheizt werden kann. In diesem Garten steht auch ein Denkmal des großen Haller.

Die steinerne Brücke beim unteren Thor. Im Jahre 1230 fieng man an, eine hölzerne Brücke zu bauen. Der Graf von Kyburg fieng deshalb Händel an, ohne daß jedoch die Sache unterblieb. 1463 aber fieng man die steinerne Brücke an, die noch steht. — Da aber der Weg von allen Seiten zur Stadt hinab steil ist, der Stalden hinauf noch steiler (zächer), so entstand vor einigen Jahren der Gedanke, von dem Brunnen, wo die Aargauer und die Thunstraße zusammenstoßen, eine Brücke hinüber zu bauen. Zu diesem großen Unternehmen hat sich im Frühling 1839 eine Aktiengesellschaft gebildet, welche diese Brücke erbauen will. Der Bote hofft, am Neujahrstag 1846, oder vielleicht noch früher, darüber gehen zu können und verspricht seinen Lesern eine getreue Abbildung derselben zu geben.

Die Caserne war ursprünglich das Kloster der Dominikaner, deren schändliche Geschichte mit Jesper die Gemüther auf die Reformation vorbereitete. Nach derselben ward das Gebäude in ein Zuchthaus verwandelt, womit zugleich eine Waisenanstalt verbunden war, wo die Kinder im Lesen und Schreiben und allerlet Arbeiten unterrichtet wurden. Diese Anstalt ward später aufgehoben, und als die Reformirten

in Frankreich um der Religion willen verfolgt wurden, und viele derselben in die Schweiz und nach Bern kamen, so wurde dieses Gebäude 1686 für sie und ihre Fabriken eingerichtet, und hieß von da an, das Commerzienhaus. Da wo jetzt die sogenannte neue Schaal steht und selbst in der Wohnung des Caserniers, waren Werkstätten. Zur Caserne ward es erst nach 1798. — Damals fieng man nämlich erst an, die Milizen zur Instruktion in die Stadt zu berufen, und gab ihnen das Quartier in diesen Gebäuden.

Das Casino steht zwischen dem Inselspital und dem oberen Graben. Es war ehedem Ballenhaus genannt, und diente zu dem nun abgegangenen Ballspiel, oder zum Schauspielplatz für wandernde Komödianten. Vor wenigen Jahren kaufte es eine Gesellschaft von Musikfreunden, ließ es anders einrichten, und nun ist da ein Ort für öffentliche Vergnügungen, Tanz, Musik u. s. f. und eine gute Wirtschaft.

Die Canzlei (wird jetzt meist mit K geschrieben) ist ein Gebäude am Rathaus. Sie ward 1426 zu bauen angefangen. Hier wohnt der Staatschreiber. Hier ist die Schreibstube des Staats, und hier werden alle Schriften, Urbarien, Manuale und Dokumente des Staates aufbewahrt.

Der Christoffelthurm steht zu oberst in der Stadt. Siehe was der Bote im Jahrgang 1838 vom Jahre 1346 erzählt. Das Bild stand ehedem im Chor der großen Kirche, und sollte die kostliche Monstranz hüten. Er ließ sie aber 1465 doch stehlen. Wer und was der heilige Christoffel eigentlich war, ist an einem andern Orte erzählt. Bei der Reformation

kam der große Odhe hieher; man nahm ihm das Christuskind von den Armen, gab ihm Schwert und Hallparten, und machte einen heidnischen Goliath aus ihm.

(Wird fortgesetzt.)

Aberglaube aus dem Thierreich.

Der Sperber, einer der kleinen Raubvögel, soll zuerst Kuckuck sein. Ist eben so wenig wahr, als daß ein Hund sich in eine Käze verwandelt.

Der Tollwurm bei den Hunden, soll ein Wurm sein, der unter der Zunge sitzt, und die Hunde toll macht. Es ist aber kein Wurm, sondern eine Sehne, die zur Bewegung der Zunge dient, und dem Hunde das Saufen erleichtert. Gerade das Ausschneiden kann den Hund toll machen.

Der Währwolf ist eine alte Erfindung des Aberglaubens. Menschen können sich eben so wenig in Wölfe verwandeln, als daß Wölfe zu Menschen werden.

Vom Wiedehopf, der unter unserm Volke Rothhahn heißt, wird gesabelt: daß er sein Nest von Menschenkoth baue, was aber nicht wahr ist; wohl aber lassen die Jungen ihren eigenen Mist nur über das Nest hinsfallen, so daß es immer mit einem unsaubern Ring umgeben ist. Wohl mag er auch aus Ruhmist auf Viehweiden etwas wegkriegen, was ihn stinkend macht.

Das Nest vom Zeisig (Zysli) soll unsichtbar sein. Ist's aber keineswegs, wohl selten zu finden, weil der Vogel in hohen Tannen nistet.

So glaubte man ehedem manches, ehe man die Natur genauer erforscht hatte,

was seither als unrichtig sich erwiesen hat. Je mehr man mit der Natur und ihren verborgenen Kräften bekannt wird, desto mehr verschwindet der Abergläube an Uebernatürliches, Wunderbares, an Vorbedeutungen, gute und böse Zeichen, Zauberei u. dgl.

Daraus hab' ich den Schluß gezogen:
Wer leichtlich glaubt, wird leicht bestrogen.

Thee und Zucker.

(Siehe die Abbildung.)

Hat der Vater im Jahrgang 1838 den lieben Frauen und Töchtern im Lande Freude gemacht, indem er ihnen von dem lieben Kaffe erzählte, so will er jetzt von einem andern Getränke erzählen, das Manchen eben so lieb ist, und im Ganzen für gesunder giltet, als der Kaffe. Wenn das Mütter in die Stadt zu Markte geht, so kauft es wohl auch in einem Laden grünen Thee, oder rothen Thee, es weiß aber weiter nichts davon, als daß er brav kostet, gesund sei, und daß die vornehmen Herrenleute mehr Thee als Kaffe trinken. Ich will also von dieser Pflanze das Wichtigste sagen. Es ist ein Strauch (Stauden), der nur in China und Japan, also gar weit von uns weg, in Asien gefunden wird. Er wächst etwa fünf bis sechs Schuh hoch, hat langliche, spitzige, eingekerbt Blätter, die auf kurzen Stielen sitzen. Die Blüthe (Blüte, Blume) ist hellrot, und hat einige Ähnlichkeit mit den Rosen. Die beiden bekannten Arten, der rothe Thee, und der grüne Thee sind von Natur schon verschieden, und nicht nur, wie manche meinen, durch die Zubereitung. Der rothe

oder braune Thee heißt chinesisch: Thee Bohe, hat nur eine sechsblättrige Blume, der grüne eine neunblättrige. In den Kaufläden findet man freilich noch andere Sorten von Thee. Es sind aber keine verschiedenen Pflanzen, sondern der Unterschied ist nur in der verschiedenen Zeit, in der die Blätter gesammelt werden, und in der Zubereitung. Die ganz jungen Blätter vom grünen Thee, welche am sorgfältigsten gesammelt und zubereitet werden, heißen Kaiserthee und sind sehr theuer. Die Hauptsache bei der Zubereitung ist, daß die Blätter auf metallenen Platten geröstet werden, fast wie der Rauchtabak, und dann zusammengerollt. — Nun weiß der Leser wohl, es giebt noch viel andern Thee, als nur den chinesischen; und wirklich kann man von mancherlei Pflanzen Thee machen, wenn man Kochendes Wasser aufgießt. Am bekanntesten ist in unserm Lande der Thee von der Hollunder- oder Fliederblüthe (Holderblust) Kamillenblumen, Wollblumen. Auch Ehrenpreis, Schafgarbe, Gundelreben u. dgl. werden benutzt, und in den Apotheken findet man mancherlei Thee, aus verschiedenen gesunden Kräutern zusammengesetzt, wie z. B. den sogenannten Schweizerthee.

Der Zucker ist das Erzeugniß einer Pflanze die in Brasilien und den umliegenden Inseln (Süd-Amerika), aber auch in Ostindien (Asien) und einigen afrikanischen Inseln wächst. Es ist eine Rohrpflanze, die unserm Rohre ähnlich sieht, aber fünf bis sechs Ellen hoch wird, aber nicht viel dicker als einen Zoll im Durchmesser. In diesem Rohre ist ein weiches Mark, und aus dessen Saft wird der Zucker bereitet. Eine Mühle, von einem

Der Schäffraan und das Zunderrohr.



A. Der braune Thraen. 1. Die Blätter. 2. Die Blüthe. 3. Die Früchte. B. Das Grünth. 1. Die Blüthe. 2. der obere Theil des Blüterrohrs.
2. der obere Theil des Blüterrohrs.

Pferde in Bewegung gesetzt, treibt zwei Walzen gegen einander, zwischen diesen wird das Rohr zerquetscht, der Saft ausgedrückt, und in Kesseln gekocht. Indessen aber muß er abgeschäumt und gereinigt werden. Dann kommt er in Kühlässer, wird in Formen gegossen und getrocknet. Dann ist's aber nur noch roher Zucker von braungelber Farbe, und muß, wenn er schön weiß werden soll, noch einmal geläutert werden. Aber nicht nur der Saft der Pflanze wird benutzt. Mit den Blättern derselben bedecken die Indianer ihre Hütten. Der oberste Theil des Gewächses giebt nicht nur ein gutes Viehfutter, sondern kann wieder gepflanzt werden. Von dem, was man beim Abschäumen weggenommen hat, schöpft man etwas besonders ab, was eine sehr gute Nahrung für Federvieh und andere Haustiere ist. Aus dem übrigen und dem Syrup, der beim Trocknen abläuft, wird noch Zuckerbrandwein destillirt, der unter dem Namen Rum verkauft wird. — So viel vom eigentlichen oder Rohrzucker.

Da aber auch in vielen andern Pflanzen, in den einen mehr als in den andern, ein solcher süßer Saft oder Zuckerrstoff enthalten ist, so wird, besonders seit dem Napoleon Bonaparte aus Neid gegen die Engländer alle diejenige Waaren verbot, die aus England und ihren Besitzungen kamen, — viel Zucker aus Runkelrüben gemacht. (Was wird nicht alles nachgemacht!) — Der sogenannte Kandiszucker, Zuckerkandel, oder rother Zucker, ist aus dem rohen gewöhnlichen Zucker besonders bereitet, so wie der sogenannte Gerstenzucker, bei dem aber gemeinlich nichts von Gerste sich findet,

Merkwürdiger Brief.

Wolgehrter Her Bfarer.

Ich kan nicht underlassen zu schreiben an euch vo Wägen der Underwysig das ich gern wett Schumeister syn, 10050 Franken derzu vom Abartemang, und seget mir was kostet die Studazien in dem Sämi Narr, von Wägen ich nit mag auf dem Stull sitzen und schnyderen und wett lieber Her Schullerer syn von Wägen ich hein vor drü Jahr in der Admition gewesen bei euch und bin ein armer Kärli das ich gern wett Unkommen han und ihr mir rathet wie ich soll machen ic. ic.

Der Bote meint, wer so schreibt sollte sich die Lust vergehen lassen, Lehrer zu werden. Wer zum Schneider zu faul ist, taugt in keine Schule. Denn mit einem Faulpelz ist dieser nicht geholfen.

Der Käzenjäger.

Die Zeitung erzählt: unlängst ward in Paris ein Mann von der Polizei aufgefangen und verhaftet, der Nachts mit zwei Doggenhunden in Gassen und Gäßchen herumstrich. Die Hunde waren abgerichtet, Käzen zu fangen und zu erwürgen. Das Fleisch verkaufte er in die Wirthshäuser, wo es für Wildprett aufgestellt wurde, und mit den Bälgen trieb er einen einträglichen Handel. Das wäre so eine Spekulation für die vielen neuen Herren Wirths und Muntenschenke, um wohlfeiles Fleisch zu bekommen, das die Gäste theuer bezahlen. Man könnte ja Käzen erziehen und mästen, so gut als Hühner und Hähnchen! Oder man könnte auch Hunde

meßgen, und in Pasteten oder Würsten
merkte man nichts davon! — Wer weiß,
was an manchen Orten geschieht!

Wer gern mit wenig viel möcht g'winne,
Nütznügigs thut da wohl ersinne.
Sott eine no so ryche sy,
Er brönnnt notti Herdöpfel: Brandewyn.

Brief an den hinkenden Bote.

Mein lieber Bote!

So nenne ich dich, obschon ich ein
Stück von einem Gelehrten bin, und du
ein hinkender Bote. Die wahre Gelehr-
samkeit und die Gelehrten mit ihr haben
über dem Zeitungs- und Journalkram ihre
Achtung verloren, und mancher Lahme und
Hinkende — wenigstens quoad interna —
ist zu Ehren gekommen. Ich mache dir
mein Kompliment über deinen Kalender,
denn du bist mit dem Zeitgeist glücklich
fortgeschritten. — Du sprichst von keinem
Jahresregenten mehr; nicht nur weil
du begreifst, daß die ganze Reihe von Pla-
neten, die nach der einfältigen Meinang
der alten Zeit Jahr um Jahr die Erde
und ihre Bewohner regieren sollten, — daß
diese hier unten kaum so viel bedeuten, als
die Könige im Kartenspiel: — sondern du
weißt, daß Monarchen heut zu Tage nicht
anders angesehen werden, als ehedem der
Vogel beim Papageischießen, auf den alle
Pfeile gerichtet sind; oder als der Abweiss-
stein am Wege, dem so viel Tort und
Dampf angethan wird, besonders von
zwei- und vierbeinigen Cynikern. Du
weißt ferner, daß wenn auch auf jedem
Morgen Landes ein halbes Dutzend Re-
genten ständen, sicher noch zwei halbe

Dutzend unzufrieden sind, daß nicht auch
sie dem souveränen Volke befehlen können.

Was du von den Jahreszeiten, der
Witterung und der Fruchtbarkeit
sagst, das ist neuer Wein in alten Schläuchen.
Die Gescheiden wissen, daß du davon so
wenig prophezeien kannst, als sie. Du bes-
hältest also diese Kapitel nur der Ungescheid-
en wegen, und machst sie so gescheid du
kannst, und thust wohl daran.

Wenn's mit den zwei Finsternissen,
die du für 1839 verkündigst, und wovon
die eine sehr klein, die andere gar unsiche-
bar ist, sein Bewenden hat, so wollen wir
dir alle danken. Ich fürchte aber mehr
Finsternis in den Köpfen von oben an bis
unten aus, und zum Theil große und
sichbare.

Mit dem Krieg ist's eine sonderbare
Sache. Man fürchtet ihn mit Recht, um
seines Verderbens willen, und doch nimmt
alles Theil daran, und spricht davon. Es
giebt aber mitten im Frieden des Kriegs
mehr als genug im helligen Ehestand, in
den unheiligen Zeitungen u. s. f.

Daß so viele Krankheiten in der
Welt sind, ist allerdings schlimm; noch
viel schlimmer, daß die Menschen so viele
selber machen; und am schlimmsten, daß
so viele an der Seele frank sind. Und so
wie viele leiblich Kranke und Presthafté
nicht in der Insel und nicht im Spital
sind, so sind leider nicht alle Seelenkranken
im Zuchthaus, im Schellenwerk, oder —
wo sie sonst hingehören. Aber da kannst
du nicht helfen, und ich auch nicht. —

Was die Fruchtbarkeit anbetrifft,
so hat's die alte Muttererde noch immer
gut gemacht. Nicht so die Menschen.
Denn die Fruchtbarkeit an Trinkhäusern,

siederlichen Hudeln, Prozessen, unehelichen Kindern, Lügen, Verläumdungen, Be- schimpfungen &c. &c. &c. die wird dem Lande mehr schaden, als etwa Spätfrost, Mai- käfer, Hagelschlag u. dgl.

Was denn deinen historischen Theil betrifft, so kann's dir nicht zum Tadel gereichen, daß du mit fremden Kälbern pflügst. Nicht nur thun das viele Gelehrte unbedenklich, und würden namentlich der Journale viel weniger sein, wenn nicht immer eins aus den andern abschriebe. Sondern es würde manches Gedruckte viel Gescheider herauskommen, wenn das eigene Kälblein — das Maul hielte.

Dass du je länger je weniger Witz machst, daran thust du sehr wohl. Der Witz ist vom s. v. Publikum so vermeister- löslet worden, daß er gar ein ungezogenes und ungewaschenes Maul führt, und Niemand schont. Zudem ist gemachter Witz schlechter Witz, das schlechteste von allen Kasse-Surrogaten; und du thust besser du hanthierst mit dem Hausbrot des Menschenverstandes, als mit dem ungesunden Zuckerzeug des verdorbenen Witzes.

Du siehst, ich lasse dir gerne dein eignenthümlich Käpplein. So lasz mir denn auch das meine. Lach mir nicht immer über die Schneider! Du weist ja wohl, wer mein Vater ist!

Dein Freund
J. S.

Der Gottesacker im Mondchein.

Wie blickt aus lichter Wolken Schleier
Der liebe Mond so blaß herab,
Und scheint zur stillen Todesfeier
In dieses frisch gemachte Grab.

Wie schimmern dort die Kirchenfenster
In seinem Silberglanz so schön!
Und leise flüstert's, wie Gespenster,
Dort, wo die dunkeln Flieder stehn.

Da liegen Schädel, Todtenbeine,
Und Stücke halb verfaultes Holz,
So graus umher im Mondenscheine!
Der letzte Rest vom Menschenstolz.

So mancher bläht sich; dunkt sich edel;
Und meint, Gott weiß all' was, zu sein.
Und doch liegt bald sein stolzer Schädel,
Auch nackt und kahl im Mondenschein.

Herr! Lehre mich in Demuth wandeln;
Im stillen mich der Tugend weih'n;
Gerecht wie der Gerechte handeln,
Und so zum Tod bereitet sein.

Seufzer eines Friedlichen.

Ihr Vogelchen, in Baum und Sträuchchen,
Wie sehr wünsch ich mir euer Glück!
Von euch muß Zorn und Ärger weichen,
Denn ihr wißt nichts von Politik.

Polizei und Humanität.

In dunkler mitternächt' ger Stund
Ward jüngst ein Lamm gestohlen. Der Hund
Hielt Polizei nach Brauch — er schließt!
Am Tage wird's nun lärm. Man rief
Den Hässcher Fuchs herbei: „Such auf
der Flur

Mit feiner Nase des Diebes Spur.“
Er fand sie bald! Doch mit dem Schwanz
Verwirkt der Fuchs die Spur so ganz,
Dass Niemand sie mehr sehen kann;
Und also der Dieb mit dem Raub entrann.

Im Fabelbuche die Lehre steht:
So will es jetzt die Humanität.

Ein Besuch in der Armenerziehungsanstalt zu Sumiswald.

Der hinkende Bote muß trotz seinem lahmen Beine zuweilen über Land, wenn er im Herbste einen vernünftigen Kalender machen will. So wanderte er im letzten Sommer an einem heißen Tage auch im Lande herum: er wurde immer durstiger und sprach seinem lahmen Beine zu, sich zu rühren, so schnell möglich, dort oben auf dem Hügel stehe Sumiswald, und dort bei Herrn Marti's bekanntem gutem Grauen wollten sie sich wieder wohl sein lassen, sein Bein und er. Dort machte freundlicher Empfang es mir, dem hinkenden Boten, recht behaglich und der Graue belebte mich im kühlen Stübchen auf wunderbare Weise. Als die Schatten länger wurden, beschloß ich noch einen kleinen Spaziergang, um mich zu stärken auf das gute Abendessen, das, wie ich wußte, meiner wartete. Ich gieng auf's Gerathewohl das stattliche Dorf durch, verlor unbemerkt die Hauptstraße und wanderte ein mit Laubhägen eingefasstes Gäßchen hinauf, um einen Punkt zu einem freien Ueberblick der Landschaft zu gewinnen. Da klangen mir von Ferne her einzelne schöne Töne entgegen, und je näher ich kam, desto deutlicher verwoben sie sich zu einem anmuthigen dreistimmigen Gesang. Dieser Gesang stieg vor mir auf und doch sah ich Niemand, als einen großen dicken Haselhaag, aber daß die Haselstecken singen könnten, hatte ich mein Lebtag nicht gehört. Endlich sah ich hinter dem Haag etwas Weißes sich tummeln und als ich näher kam, fand ich eine Menge voll schöner Buben, die emsig Emdt aufzrecheten und lustig dazu sangen. Alle waren baar:

fuß und baarhaupt, ein weißes Hemd, aus dem die braune Brust guckte, und Zwilchhosen machten die ganze Kleidung aus; besonders munter und kräftig schien die Schaar' der Jungen, deren Alter zwischen acht und vierzehn Jahren sich bewegen mochte. Ich stand ganz verwundert still und dachte: Aha, da ist etwas Neues.

Ich lenkte alsbald durch den Fußweg in die Matte ein und sobald ich zu den Kneben kam, traten sie auf mich zu, reichten mir die Hand, wünschten mir einen guten Abend und giengen rasch wieder an die Arbeit. Den letzten behielt ich an der Hand und fragte: wer sie seien, sie werden doch nicht zum Spital gehören? B'hütis net, sagte er, wir sind die Saalbuben. Da ich auch nicht wußte, wer die Saalbuben seien, so mußte ich fragen und fragen, bis ich vernahm: es sei hier eine Armenanstalt und das Gütchen heiße der Saal, daher trügen sie den Namen Saalbuben. Drobēn im Hause wohne ihr Vater und heiße Schäfer und der könne mich besser brichten über alles, als er. Diesem Hause, oder vielmehr Häuschen, von dem ich nicht begriff, wie es alle die Buben beherbergen könne, gieng ich zu, und je näher ich demselben kam, desto anmuthiger wurde es. Ich will nicht reden von der schönen Lage, wo man Sumiswald zu Füssen hat, Trachselwald gegenüber, das schöne Thal gegen die Emme hin vor Augen und einen Kranz von Bergen im Hintergrunde, sondern von der freundlichen Reinlichkeit, welche das morsche alte Haus nicht nur umgab, sondern recht eigentlich aufspukte, daß man ihm Alter und Gebrechlichkeit nicht ansah.

Als ich meine Augen neugierig herumsazieren ließ unter der Küchenhüre, kam

G

ein Mann herbei und hies mich in ein Zimmer treten, welches, den Bänken nach, das Lehrzimmer schien. Das Stübchen war so klein, daß mich wunderte, wie man da hinlänglich Platz finden könne für 23 Kinder. Ich war froh, als Herr Schäfer mich in's Nebenstübchen führte. Das war auch eng und klein, war seine Kinderstube, sein Schlafzimmer, sein Salon, seiner Frau Arbeitsplatz und sein eigen Studienkämmerchen. Es war sinnig ausgeschmückt. Da sahen wir recht hübsche Zeichnungen der Knaben, Kopien und eigene Erfindungen, sahen artige Arbeiten und namentlich sehr brave gravirte Stücke. Von da giengen wir in eine andere Stube, wo den Tischen nach das Esszimmer war. Dort standen hinter Glas in der Anstalt selbst ausgestopfte Vögel.

Aber mehr fielen mir jetzt Schneidermasse auf, die an einer Thüre hingen. Ich meinte der Schneider hätte sie da vergessen, vernahm aber zu meinem großen Verwundern, daß man in der Anstalt keinen Schneider brauche, indem alle Kleider in derselben verfertigt würden durch die Knaben selbst. Ob man sie aber hoffärtig genug machen könne, wenigstens für den Sonntag, fragte ich? Von Hoffart wisse man hier nichts, hies es, alle Kleider seien aus Zwilchen. So, dachte ich, das ist nicht übel. Von da giengen wir hinauf in die Obergaden, wo die Betten rigeldick in einander standen. Aber reinlich war auch hier Alles. Die Wände waren mit Papier tapziert, so daß aus den schwarzen Küssaden artige Kammern geworden waren; die Betten waren alle aufs pünktlichste gemacht, und ob manchem hieng eine hübsche selbst gemachte Zeichnung, oder

stach ein schöner Schmetterling. So, dachte ich, das ist nicht übel, wenn ohne Hoffart der Sinn für's Niedliche und Schöne gepflanzt werden kann. Um's Haus herum, wo mir Alles am rechten Orte schien, gingen wir eine Treppe hinunter in einen ehemaligen Webkeller, wo man nur etwas größer zu sein brauchte als ich, um nicht aufrecht stehen zu können. In demselben war eine Drehbank, eine Hobelbank und allerlei Werkzeuge zum Ausbessern, Gartenstühle in der Arbeit und ein Drechslergeselle bereitete allerlei vor zu Einrichtung einer förmlichen Drechslerwerkstatt, wo unter Aufsicht des Armenvaters, der dieses Handwerk aus dem Fundament versteht, der Brodkorb der Anstalt entstehen soll.

So, dachte ich, das ist nicht übel, wenn Kinder zu tüchtigen Handwerkern befähigt werden und zwar auf eine Weise, die zugleich die Anstalt selbst nährt. Als wir wieder heraus kamen, kam die lustige Knabenschaar singend heim gezogen, und der duftige Geruch eines Specksalates zog ihnen entgegen. Obgleich man wohl sah, daß derselbe ihnen fröhlich in die Nase stieg, warf doch keiner sein Werkzeug hier oder dort ab, alles ward schön an seine Stelle gethan, die Hände wurden gewaschen, und erst jetzt tummelten sich die Jungs zu Tische, aber doch mit einer gewissen Anständigkeit. Undächtig hörten sie ein kurzes Gebet und mit derselben Anständigkeit aßen sie ihre Suppe, ihren Salat und ihre Erdäpfelschäl dazu. Diese Anständigkeit war aber keine Ziererei, kein gedrücktes Wesen, sie war gepaart mit Fröhlichkeit und entsprang aus dem Gefühl, was Kindern in der Gegenwart älterer Personen, was ihnen in der Gegenwart

des Allerhöchsten, der ihnen nicht nur zu essen gab, sondern sie auch essen sah, ziemte. Recht andächtig sah ich dieselben essen, und wünschte, daß Gott an ihnen Speise und Trank geistig und leiblich segnen möge, damit aus den muntern Buben tüchtige Menschen würden.

Als abgegessen war, nahm ich freundlichen Abschied von den freundlichen Bewohnern, und bat den Herrn Armentvater Schäfer mich zu begleiten, denn ich hatte ob allem Sehen und Betrachten mir nicht Zeit genommen, nach Ursache und Zweck von Allem zu fragen, und nun, je mehr mir die Sache gefallen, desto mehr drängte sich mir das Bedürfnis auf etwas Näheres über diese Anstalt zu wissen, die so im Verborgenen und in armuthigem Kleide heranwuchs.

Herr Schäfer erzählte mir zu meiner großen Verwunderung, daß diese Anstalt gegründet sei von Bewohnern des Amtes Trachselwald, freiwillig und unabhängig. Es seien Männer gewesen, die gefühlt hätten, man solle nicht bloß über die zunehmende Armut und ihre Last jammern, nicht nur immer und immer schreien, der Staat soll helfen, sondern wer dem Feuer am nächsten sei, solle zuerst Hand anlegen, es zu löschen. Und so hätten diese Männer, statt immer nach Hülfe zu schreien, Hand angelegt, diese Anstalt gestiftet und aus jeder zum Amt gehörenden Gemeinde nach ihrer Bevölkerung arme verwahrloste Kinder aufgenommen. Man habe den Grundsaß aufgestellt: Wenn der Armut soll abgeholfen werden, so könne das weder durch Steuern noch durch Strafmittel geschehen, sondern dadurch, daß der Arme, als Mensch, gehoben würde. 1) zum Gefühl

seiner Menschenwürde; 2) zum freien Gebrauch seiner Kräfte; 3) zu freiwilliger Beschränkung seiner Bedürfnisse. Es sei mit den Menschen gleich wie mit dem Lande. In den theuren Jahren habe man allgemein gesammert, es sei zu wenig Land für die vielen Menschen, es werde nie mehr wohlfeil werden. Da habe man das Land recht in die Finger genommen, und nun sei es wieder wohlfeil geworden und man erkenne nun, daß im Boden selbst noch eine Menge Erhaltungsmittel liegen.

So jammere man jetzt auch über die immer zunehmende Armut und die Unmöglichkeit mit Steuern ihren Bedürfnissen abzuhelfen, darum müsse man in der Armut selbst die Kräfte suchen, sich selbst zu erhalten; und da seien noch so viel oder mehr unbenuzte Kräfte als im Lande. Darum solle man da Hand anlegen und das Auslachen nicht scheuen. Die seien auch ausgelacht worden, die zuerst keine Brachjahre mehr gewollt, die zuerst Klee gebaut, eine ganze Incharte Erdäpfel gesetzt, und Esparsette gesät.

So hatte man, erzählte Herr Schäfer, diese Anstalt gestiftet, und das Geld dazu vorzüglich im Amt gebettelt, doch auch GUTHÄTER außer dem Amt habe die Anstalt, und die Regierung unterstütze großmuthig. Doch auf jeden Fall sei es viel Jahr für Jahr im Amt zwischen 600 und 700 Franken freiwillig zusammen zu bringen, da die Gemeindelasten außerordentlich schwer seien, und schwer sei es für die Stifter alles Gespott und allen Hohn auszuhalten, welche sie als Lohn von den Unverständigen erhielten.

Bis dahin seien allerdings die Kosten, wenn auch alles auf das Wohlfeilste ein-

gerichtet sei, bedeutend gewesen. Nun aber wachsen die Knaben heran, ihren Kräften sei schon ein Bedeutendes anzumuthen, und vom Geist der Liebe in ihnen hoffe er ein Arbeiten zum Besten der Anstalt, wie treue Kinder arbeiten zu Erhaltung einer lieben Mutter. Nächstes Frühjahr zügle man auf das Schlossgut Trachselwald. Dort hoffe er von einem besseren Lehen mehr Vortheil, hoffe, daß die darauf verwandte Arbeit wirklich auch einen Lohn darbiete. Er fühle wohl, Gott habe ihm eine große Aufgabe gestellt, und als er diese Anstellung gesucht, habe er sich verpflichtet, dieselbe auf sich zu nehmen; er wolle nun aushalten, so lange die ihm zur Seite stehenden Männer nicht müde würden, wolle nicht treulos werden; er wisse es im Geiste wohl, wie schon alles sich gestalten könnte, wenn man nicht müde nicht matt würde, Niemand den Andern verließe, Keiner den Andern missverstehe, Keiner sich zu viel zutraue, dem Andern zu viel zumuthe. Er wolle es mit Luther halten, hier stehe ich, hier falle ich. Er sehe freilich noch sehr schwere Zeiten voraus, er wisse nicht, wie Geld hinlänglich zusammen zu bringen sei, um alle die Kosten zu bestreiten, welche durch die Uebersiedlung und die Ausdehnung der Anstalt nöthig werden. Aber er habe das Vertrauen und den Glauben, daß wo die Noth am größten, sei auch Gott am nächsten; der werde wohl mildthätige Herzen, deren noch viele im Kanton Bern seien, auch ihnen zuwenden, damit die Anstalt diese schweren Zeiten überstehen und ein selbstständiges Leben zu beginnen vermöge.

Unter diesen Gesprächen waren wir in's Dorf hinuntergekommen, und ich wollte

Herrn Schäfer zum Nachtessen behalten, denn solche warme Begeisterung für eine Sache in unsren kalten Zeiten thut mir wohl. Allein er wollte nicht bleiben; am Abend, sagte er, verlässe er die Knaben nicht gerne. Da hätten sie ihre freie Zeit, aber eben in dieser freien Zeit seien auch ihre Herzen am freisten zur Aufnahme jeglicher Belehrung.

Ich mußte mich also allein an mein gutes Nachtessen setzen und an eine Flasche Grauen. Aber meine Gedanken ließen mich nicht alleine, sie brachten mir alle Knaben sammt ihrem Vater an den Tisch und ließen mich nicht eher aufstehen, als bis ich dafür gesorgt hatte, daß meine lieben Leute im Kanton Bern es lesen könnten, was ich gesehen.

Vergebliche Angst.

(Siehe die Abbildung.)

Hans kam vom Markte aus der Stadt,
Sechs Eselein er mit sich hat.
Die Nacht bricht unterweges ein,
Doch war's zum Glück just Mondenschein,
Er singt, in unbesorgtem Sinn,
Ein fröhlich Liedchen vor sich hin.
Auf einmal aber fällt ihm ein,
Dass er mit seinen Eselein
Das Galgenfeld durchwandern müsse!
Ihm zittern gleich vor Angst die Füße,
Und auf der Stirn stand tropfenweis
Ihm wahrer, kalter Todesschweiß.
Am Galgen hieng, fast ganz Gebein,
Ein arger Dieb im Mondenschein;
Und gleich daneben stand sogar,
Ein Rad, worauf mit Haut und Haar,

Veraebliche Auct.



Avt laßt nicht von Avt.

Ein Mörder aufgeslochten war.
Jetzt dunkt es gar den armen Tropf,
Ihm winkt vom Rad des Mörders Kopf,
Der weist ihm klappernd seine Zähne,
Wie eine grimmige Hiane,
Da fiel es ihm zum Glücke ein,
Der Angst geschwinder los zu sein,
Auf seinen größten Esel sich
Zu setzen, und so meisterlich
Das Galgenfeld hindurch zu jagen.
Er thuts, springt auf, fängt an zu schlagen,
Zu spornen, schließt die Augen zu,
Und läßt dem Esel keine Ruh
Bis er der schrecklichen Gefahr
Mit heiler Haut entronnen war.
Dann schlich er still, durch's lange Thal
In Ruh noch heim im Mondenstrahl.
Jetzt fiels ihm ein, einmal zu zählen,
Und welch' ein Schrecken seiner Seelen,
Er fand den größten Esel fehlen.
Der Angstschweiß läuft ihm vom Gesicht.
Er ruft, er pfeift, hilft alles nicht.
So kam er mit betrübtem Blick
Und schwerem Herz in's Dorf zurück.
Jetzt fieng der Esel ganzes Chor
Zu singen an, so daß das Ohr
Der Frau am Spinnrad es vernahm,
Die alsbald an die Hausthür kam.
Dem Manne war nicht wohl zu Sinn,
„Ach! sprach er, liebe Frau ich bin
Ein unglückselger Mann! denk dir,
Mein sechster Esel fehlet mir.
Der auf dem Rad, der Mörder Duas,
Wo nicht gar der — Gott sei bei uns
Der hat — ich werd' es nie vergessen!
Den größten Esel mir gefressen.“
Und als der Hans noch also sprach,
Zählt still die Frau die Esel nach;
Und laut auf lacht sie: Hahaha;
Die Esel sind ja alle da.

Steig ab, du Eselsangesicht!
Reitst du denn auf dem sechsten nicht?
Sei du der Esel halb in Ruh!
Du bist der siebente dazu.

Art läßt nicht von Art.

(Siehe die Abbildung.)

Es ist halt ein großes Unglück, daß viel Menschen sich das Böse so angewöhnen, daß sie nicht mehr davon lassen können. Da hilft nicht Bitten und nicht Beten, und was du anfängst ist umsonst. Der Bote will ein Beispiel erzählen, das er vernommen hat. Aber er nennt Niemand und weiß wohl warum.

Da jammert die Frau über ihren Mann, der richtig täglich seinen Kausch heimbringt, und dann bös Wetter macht. Sie hat schon allerlei versucht, um ihn zu bessern, und alles umsonst. Jetzt will sie noch eine List brauchen. So wie er wieder dickvoll und ohne Verstand heim kommt, benutzt sie seine Sinnlosigkeit, kleidet ihn an wie einen Todten, legt ihn in einer hintern Kammer wirklich in einen Todtenbaum und zündet eine Lampe an, denn die Fensterläden waren geschlossen. Er erwacht so sturm seiner Zeit, sieht sich verwundert um: „Hm!“ brummt er, „bin ich denn tod?“ Jetzt tritt seine Frau ein, verkleidet in ein scheußliches Gespenst, und bringt ihm eine Suppe voll Pfeffer und Salz und kochend heiß, als käme sie gerade aus der Hölle. „Purr!“ macht er, „das ist schrecklich! Wer bist du?“ Mit hohler, verstellter Stimme antwortet sie: „ich bin des Teufels Magd, die den Verdammten zu Essen bringt!“ „Ey!“ ruft der Trunkenbold „bringst du ihnen nicht auch zu trinken?“

Wohl wahr ist's: wenn du den Narren
im Mörsel zerstießest, er ließe nicht von
seiner Narrheit.

Etwas vom Sterben.

Davon hört nun freilich in der Regel
Niemand gern sprechen. Ist aber ein
wichtiges und lehrreiches Kapitel. „Der,
den der Tod nicht weiser macht — hat nie
mit Ernst an ihn gedacht.“ So sagt ein
Dichter, und er sagt recht. Der geneigte
Leser weiß recht gut: zum Sterben braucht
nicht alt sein, denn viel junge Leute ster-
ben, ja viel mehr als im hohen Alter.
Item zum Sterben braucht nicht frank
sein, denn Mancher ist in einem Augen-
blick gesund und todt, wenn er z. B. er-
schossen wird, oder der Schlag ihn trifft.
Ja, es giebt manchen sonderbaren Anlaß
zum Sterben, daß Mancher es nicht mei-
nen sollte. Z. B. man kann sich im Ernst
zu tode lachen. Da wird in Italien einem
aus seinem Garten ein Korb voll Feigen
vor dem Hause abgestellt. Sein Esel
kommt dazu, und fängt an Feigen zu fres-
sen; und das dunkt den Herrn so lustig,
daß er sich darüber zu Tode lacht. — Ist
nicht der Mühe werth! — Item vor Freude
ist gestorben jene Mutter, die vernommen
hatte, ihr Sohn sei in der Schlacht umge-
kommen, und als er gesund vor ihr stand,
fällt sie todt vor seine Füße. — Vor kurzem
stand ein Haus im Brände, der Eigen-
thümer kommt heim, und fällt vor Schreck
tod nieder. — Der Vore denkt dabei
Folgendes:

- 1) In Ansehung der Sicherheit ist's
allerdings ein elend und jämmerlich
Ding um das Menschenleben.

- 2) Es giebt der Gefahren so viele, daß
wir sie nicht einmal alle kennen, und
höchst selten voraussehen.
- 3) Darum ist's ein Wunder, daß noch
so Viele so mancher Gefahr entrinnen.
- 4) Endlich soll mir der geneigte Leser
sagen, wer läßt den Menschen ent-
rinnen und so lang leben? Thut der
Menschenwitz dies Wunder, oder wer?

Der Gelehrte.

Johann, ein Bauernsohn, kam nach drei
vollen Jahren
Von der Akademie gelehrt zu Hause an.
Sohn, sprach der Vater da, mein Beutel
hat's erfahren,
Dass man Gelehrsamkeit nicht wohlfeil
kaufen kann.
Doch bist du für mein Geld nun so viel
weiser worden,
So stehst du ganz gewiß schon unter'm
Doktororden.
Wohlan! laß deine Kunst uns sehn.
Ich will sie, sprach der Sohn, zu rechter
Zeit euch zeigen;
Zur Unzeit läßt sich nichts verstehn,
Da lehret meine Kunst mich schwigen!
Lang durfte man kein Wort von seiner
Weisheit hören,
Doch ließ er über Tisch ihr einmal freien
Lauf.
Die Mutter trug drei Eyer auf.
Nun Vater, sprach Herr Hans, hört zu,
ich will euch lehren
Und zeigen, daß hier fünf und nicht drei
Eyer seïn.
Nicht wahr? wo drei sind, sind auch zwei?
Nun aber geben zwei und drei

Die Zahl von fünfen! So ist klar bewiesen,

Daß hier fünf Eyer liegen müssen. —
Vortrefflich, sprach der Baur, das heiß' ich sinnreich schließen!

Von den fünf Eyer es' ich zwei,
Und eines soll der Mutter zugehören,
Die andern zwei seh' ich zwar nicht dabei,
Doch weil du besser siehst, so wirst du sie verzehren.

Hat nicht der Baur den Streit viel klüger beigelegt,
Als der gelehrte Sohn unwichtig ihn erregt?
Wirst du nach falschem Witz statt wahrer Weisheit streben,
So kann dir leicht ein Kind der Thorheit Zeugniß geben.

Der Tschägg.

Der Schärer in X. — hatte neben seinem Hause einen Zwetschenbaum, der gar besonders schöne Früchte trug. Das wußte der Lehrbube des Becks, schleicht Nachtdorhin, steigt auf den Baum, fängt an zu naschen, und packt in die Säcke. Aber der Schärer hat's bemerkt, still das Fensterläufierli aufgethan, und mit der Klistiersprühe dem Buben eine Ladung gegeben, daß er fast vor Schreck vom Baum herabfiel. Er läuft heim. Aber in der Backstube waren Leute zum Abendsitz, und wie die ihn sehen, rufen sie alle: „Eh der Hund schieß! wie g'sehst du dry! du bist ja ganz tschägget!“ Und der Bube sieht erst jetzt, daß sein weißes Rocklein über und über voll schwarzer Flecken ist. Der Schärer, der Schalk, hatte eben Dinte angesezt, und damit den Obstdieb gezeichnet. Jetzt

rufen ihm die Buben auf der Gasse nach:
„Tschägg! Wotsch Wetschge?“

Noch etwas aus Paris.

Ein guter Freund in jener Stadt schreibt dem Boten Folgendes: — Gestern, am 24. März, war der Schluß des Wurst- und Schinkenmarktes. Auf 252 Wagen wurden 1,500,000 Pfund, sage eine Million und fünfmalhunderttausend Pfund Speck, Schinken, Würste und gesalzenes Fleisch dahin gebracht, die in zwei Tagen zum Preise von drei und einem halben Franken das Pfund verkauft wurden. „Eh der Schieß! Wie viel Säu sy doch nadisch i dem Paris!“ Meinte der Joggeli,

Angeschmiert.

Der Buchbinder in B.... hat mir ein lustiges Stücklein erzählt. Da kommt gar oft ein Mann von R. in die Werkstatt, und kauft Kalender und hausirt damit. Das ist nun wohl gut. Aber der Mann, der auf Arbeit nicht viel hält, hockt denn Stunden lang da, ist den Gesellen im Wege und macht ihnen lange Weile mit seinem Gedampf. So kommt er auch einmal, und hockt sogleich auf den ersten besten Stuhl in der Werkstatt nieder, ohne sich umzusehen. Die Gesellen lachen auf den Stockzähnen, sagen aber nichts. Endlich geht er fort, und richtig hängt ihm ein Bogen blaues Papier hinten an, der angeschmiert auf dem Sessel gelegen hatte. Er merkt nichts, bis das Gelächter auf dem Weibermarkt ihn endlich aufmerksam macht. Seither schaut er doch zuerst den Stuhl an ehe er darauf absitzt.

ch: Wie's in manchem Hause geht.

Mutter.

Was ist dir Chind? I g'seh dir's wäger a
Es het dir sicher öpper oppis tha.
Sag! I woll's wüsse.

Kind.

Heh! was wettes sy!
La du mi rüewig! Das geit o vorby!

Mutter.

Un i woll wüsse wer dir z'Leid het tha!
Es soll ihm nit i Gottes Name ga;
S ma sy wer's will!

Kind.

Dem ihusst du sicher nüt!
Er ist nit so vo üser Gottig Lüt.
Es ist e her! A dem ist gar viel g'lege,
So eim darf niemer nüt derwider sage!

Mutter.

Was? öppe gar der Pfarrer?

Kind.

Ja!

Er het hüt i der Unterwysig tha
As wär ig i ke Schuh me hne gut.
I bi roth g'si wien es lötigs Blut;
U taub derzu!

Mutter.

Was het er aber g'ha?

Kind.

Er het mi g'fragt, was d'Schuld sng dra,
Daz ig am Sundig nit i Chingelehr
Sng cho? — I sage d'ruf, verzieht mer,
Her,
I bi nit wohl g'si; bi dahetme g'lege!
Was — seit er — darfst du seligs sage?
Du schändlichs Chind! Lügst du jeh no
derzue?

I weiß es, leider, ja doch sicher gnue,
Daz du, wüst's Chind, uneingedenk,
Daz Suntig ist, im neue Pintenschenk
Mit Bube g'si bist, bis in alli Nacht,
U di mit Wn u Brönz hest lustig g'macht."

Mutter.

Wer Tüschel het im ächt das aber g'seit!
Es wird ihm doch o alles z'Ohre treit.

Kind.

U d's Aersten ist, er seit: „i soll nit
glauben,
Daz er so eim im Ustig well erlaube.“

Mutter.

Was seit er? So eim? Heh! was bist du
de für eini?

So gut as andri! Un ihn geit es, mein t
Nit eben z'Tüschels vieli a
We mhs Chind einisch will e Schoppe ha.
Seht gib mer dert my Scheube! I will
fecke

Geb ig dem Her nit chön der Nagel stecke.

L e h r e.

Streut ihr in Schul und Kirch des
Guten Saamen aus;
Ihn richtet doch zu Grund die Un-
zucht in dem Haus.

Der Christoffel.

Der genetigte Leser kennt ja den großen
holzernen Gözen, der zu oberst in der
Stadt Bern in einem Thurme steht; und
wer hat nicht einmal in seinem Leben dor
Maulaffen fell gehalten? Wer und was
aber der gewaltige Mann ist, weiß Man-
cher nicht, und darum will's der Bote er-
zählen.

H

Es war einmal ein gewaltiger Riese, von außerordentlicher Kraft; der wollte keinem andern dienen, als dem Stärksten und Mächtigsten. Und als er nachfragte, wer der wäre? so wies man ihn zum Kaiser, dem diente er eine Zeit lang. Aber wie er einmal merkte, daß der Kaiser sich fürchtet, so fragt er: vor wem fürchtest du dich? Vor dem Teufel! — Ist denn der stärker als du? — O ja! Er ist stärker als alle Menschen. — So will ich hinsüber ihm dienen, und nicht dir. So geng er vom Kaiser weg, suchte den Teufel bis er ihn fand. Und leider! leider! ist der nur gar zu leicht zu finden, in Wirthshäusern, auf Kegelplätzen u. dgl. So diente er demselben einige Jahre. — Einmal war er mit ihm auf der Straße, und wunderte sich nicht wenig als Satan auf einmal vor einem Kruzifix an der Straße nicht vorbei wollte. Was scheust du, fragte der Riese? Siehst du dort den am Kreuze? Den seh' ich wohl, aber warum fürchtest du dich vor dem Bilde? Es ist das Bild dessen, der ein Herr ist im Himmel; es ist Christus. — So du den fürchtest, so will ich ihm dienen und nicht dir. Und nun geht er hin und her, sucht Jesum, und kann ihn nicht finden. Denn wer einmal in des Teufels Diensten war, der findet den Herrn des Heils schwerlich, zumal man viele antreffe, die über alles besser Bescheid wissen, als über Jesum.

Endlich kommt er zu einem Einsiedler, und fragt, wie finde ich Jesum Christum? Und der antwortet: so, daß du den Menschen dienest und Liebe beweilst. Stehe dort den Waldstrom, der hat keine Brücke, und doch müssen da hindurch alle die nach Jerusalem wollen, zu beten am Grabe des

Herrn. Du bist groß und stark, so trage auf deinen Schultern durch's Wasser die Pilger; und du wirst den Herrn finden, indem du Liebe erzeugst seinen Brüdern. — So that der Mann; baute sich ein Häutchen am Flusse, trug die Pilger durch den Fluß, indem er statt eines Stocks eine junge Tanne in der Hand hielt, worauf er sich stützte. Also diente er lange Jahre den Menschen, und wartete des Herrn.

Einmal in einer stürmischen Nacht, wo die Winde stürmten, der Regen in Strömen sich ergoß und der Fluß hoch angeschwollen wild daher rauschte, hörte er eine feine Stimme rufen. Er stand auf, arbeitete sich durch den Strom hinüber und fand Niemand. Er rufte, aber Niemand antwortete. Kopfschüttelnd watet er zurück, legt sich auf sein Lager, aber wie er schlafen will, ruft zum andern Male, und abermal geht er hinüber und findet Niemand. Als er aber, zum dritten Male gerufen, hinüber kommt, steht ein kleiner Knabe da, und will hinüber. Ihr habt mich gefoppt, Herrlein, aber siti auf, ich werde wenig von euch spüren. So watet er mit dem Knaben auf der Achsel in den Strom. Aber, o Wunder! das Knäblein wird immer schwerer, so schwer, daß der Riese unter der Last leuchtet, und bei sich selbst allerlei in den Bart brummt. Wie er nun angelangt ist, und den Knaben abstellt, und sich den Schweiß von der Stirne wischt, so sagt er: ihr seid mir ein kurtioses Herrlein! Hob ich euch so leicht auf die Achsel, und würdet ihr so schwer, als mir noch keiner geworden ist. Was möget ihr wohl mit euch tragen? Da sprach das Knäblein: „Kein Wunder, daß ich so schwer bin, trag ich doch die Sünden der ganzen

Welt. Ich bin der, den du gesucht hast
seit Jahren, indem du den Menschen
dientest in Liebe. Siehe nun hast du
mich gefunden, und mit mir dein Heil.
Und das habe zum Zeichen: stecke deine
dürre Tanne in die Erde, und sie wird
am Morgen frisch und grün sein, und du
wirst eingehn in deines Herrn Freude,
weil du getreu gewesen bist bis an's Ende."

Und der Mann that, wie er geheißen
war. Und am Morgen war die Tanne
voll Zweige frisch und grün; und am Abend
starb der Mann, und ward von den Engeln
getragen in den Himmel, und ward sein
Name genannt Christophorus, das ist
griechisch und heißt zu deutsch: Christus:
träger.

So, meine Leser, lautet die Legende
vom heil. Christoph. Einstweilen möget
ihr suchen die gute Lehre die darin steht;
und wer sie nicht findet der findet sie
Joh. XIV., 5, 6 und Apostelgeschichte
IV., 12. Was denn den hölzernen Chri:
stofel in Bern besonders betrifft, das hat
der Vore an einem andern Orte erzählt.

Die Hähne und die Katze.

Zwei Hähne sahen mit Vergnügen
Ein Stückchen Käss im Sande liegen.
Sie fanden es zu gleicher Zeit,
Und darum gab die Sache Streit.
Ein jeder will die Beute ganz besitzen
Und ungestört sein Glück benützen.
Sie fangen an sich zu bekriegen,
Kopf gegen Kopf, Fuß gegen Fuß;
Die Kämme blutien, Federn fliegen!
Sieg oder Tod ist ihr Enschluß.
Die Katze geht von ungefähr vorbei,
Und fragt: was Schuld am Streite sei?

Die Hähne lassen sich verführen
In aller Form zu prozessiren.
Die Katze soll der Richter sein,
Und Maudi willigt gerne ein.
Nachdem er beide angehört,
Und jeder sich auf's Bitterste beschwert,
So spricht Herr Maudi: „Euerm Streit
„Fehlt's immer noch an Deutlichkeit.
„Ihr seid erhöht und gar zu sehr zerstreut.
„Bringt mir das Stücklein Käse her,
„So ist der Ausspruch nicht so schwer.“
Die Hähne zeigen ihm die Beute.
„Ihr Thoren,“ fängt die Katze an,
„Der Rechtsspruch ist hier leicht gehan,
„Es kommt nur einzig darauf an,
„Dass ich den Käss in gleiche Stücke thelle.“
Herr Maudi beisst ihn schnell entzwei
Und theilt ihn glücklich in zwei Theile.
Doch dieses legt den Streit nicht bei,
Man zankt, welch' Stück das größ're sei.
Drauf nimmt die wohlstudirte Katze
Den Käss bedächtig in die Faust,
Wiegt jedes Stück, heißt da und dort herab;
Doch ob sie sich gleich alle Mühe gab,
So kann sie doch das Gleichgewicht nicht
finden,
Bis endlich beide Stücke schwinden
Und gar nichts weiter übrig bleibt.

Wieht du was diese Fabel spricht?
So geht es meist mit den Prozessen.
Was du begehrst, erhältst du nicht,
Und was du hast, wird aufgefressen.

Gute Antwort.

Einer von jenen unverschämten Wild-
bolden, die so gerne etwas sagen, das andere
verdrießt, ein lahmer Bratsgeiger, sah
einmal zu, als ein Nachbar einen Güllen-

Kasten graben ließ. Der Schulmeister stand dabei, und der Geiger wollte ihm eins recken, und sagte: „Der Gullenkasten wird dir mehr nützen, als wenn du für dieses Geld Bücher gekauft hättest. Meinst nicht auch Schulmeister?“ Und der Schulmeister antwortete: „Heh ja! We „der Hans e Thue ist, die Gras frisht!“

Einfalt.

Frage. Weißt du, wer die Welt erschaffen hat?

Antwort. Nei! i bi nit derby g'si.

Frage. Weißt du was das ist: Welt?
Hast du sie auch schon gesehn?

Antwort. Ja!

Frage. Wo denn?

Antwort. Im Wald usse (er meinte Wälder).

Frage. Gehört euer Haus auch zur Welt?

Antwort. Nei!

Frage. Wozu denn?

Antwort. Es g'hört i d'Gmein W....!

Woher kommt die Armuth?

Darauf hat mein Gevatter, der alte Schulmeister, geantwortet wie folget: Einmal erstlich kommt die Armuth vom lieben Gott, der will, daß Reiche und Arme unter einander wohnen; und das ist gut so. Und zum andern kommt Armuth durch Unglück, Brand, Wasserschaden, Viehsterben, theure Zeit u. s. w. Und das kommt auch von Gott, wird also wohl auch seine guten Gründe haben. — Und zum dritten kommt Armuth von den reichen Leuten her, die manchmal die Armen

drücken, aussaugen, und nie auf einen grünen Zweig kommen lassen. — Zum vierten kommt die Armuth her von den Armen selber, daß sie nicht das lieben und meiden was arm macht, Müßiggang, Trinken, Spielen und Regeln, Hoffart und Wohlleben, Leichtsinn und Liederlichkeit: — und daß sie das nicht wollen, was aus der Armuth heraus helfen könnte, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Nüchternheit, Demuth u. dgl.

Da meinte ich: „Gevatter! das liegt tief innen! Wie sollen da Steuern und Zellen helfen?“ Freilich, sagte er, liegt die Krankheit inwendig und kann mit äußeren Mitteln nicht gehoben werden. Wenn man will, daß ein Feuer verlöschen soll, so muß man nicht mehr Holz zutragen. — „Ja — sagte ich — darüber ließe sich viel sagen.“ — Freilich — wenn man's erstlich wüßte, und zum andern — wenn's mit Reden gemacht wäre!

Gründliche Belehrung über die Hexen.

Vorwort.

Es war eine Zeit wo der Glaube, daß es wirklich Hexen gegeben habe und noch gebe, allgemein war. Ja man schalt jeden, und sogar den Pfarrer, einen Ungläubigen, der nicht an Hexerei, Zauberei und Geistern glaubte. — Wenn der Bote an der jetzigen Zeit etwas zu rühmen findet, so ist es das, daß dieser Hexenaberglaube mächtig abgenommen hat, und die Kinder jetzt sogar drüber lachen. Ausgestorben ist dieser Aberglaube aber doch nicht ganz. Der Bote kennt selbst noch Männer, die sich für sehr aufgeklärt halten, so daß sie sogar meinen, sie seien zu gescheid eine

Predigt in der Kirche anzuhören; die aber doch heimlich in ihren Häusern einlegen, bannen, räuchern und besegnen lassen. Da nun auf der einen Seite manche jetzt nicht mehr wissen, was eine Hexe ist, und was man von ihnen sonst glaubte; auf der andern aber der abergläubigen Thoren immer noch gefunden werden, so hat der Vate geglaubt, eine gründliche Belehrung darüber stehe seinem Kalender immer noch wohl an; und hat darum einen studirten Herrn, der ihm schon oft gedient hat, ersucht, ihm eine solche zu schreiben; wie er sie hiemit dem Leser zum Besten giebt.

Was ist eine Hexe?

Darauf antwortet der alte Aberglaube: Eine Hexe ist eine Weibsperson, die sich dem Teufel zum Eigenthum übergeben hat, damit er ihr helfe solche Dinge verrichten, die sonst den Menschen nicht möglich sind. Hat eine solche Uebergabe Statt gefunden, so macht der Teufel irgend ein sichtbares Zeichen an der Hexe, treibt dann Unzucht mit ihr, und giebt ihr Kraft, übernatürliche Dinge zu thun. Sie kann nun am Abend vor Walpurgis, zwischen dem letzten April und 1. Mai, auf der Ofengabel oder dem Besenstiel durch die Luft auf den Blocksberg fahren, dort mit den Teufeln tanzen und schmausen und Unzucht treiben. Sie kann ohne Milch und Nydlen Anken machen; kann aber auch aus einer Handzwechel Milch melken. Der Teufel bringt ihr Mehl, Anken, Eyer, Flachs, Rysten; oder sie kann machen, daß das alles aus anderer Leute Häusern heimlich zu ihr kommt, d. h. sie kann's ziehen. Sie kann aber auch anderer Leute Sach verbergen, Kinder und Vieh krank machen,

Ja sie kann Hagelwetter machen u. dgl. — Das alles glaubten die Leute ehedem steif und fest!

Das Merkwürdigste ist, daß viele sogenannte Hexen es selber glaubten und behaupteten. Sie erzählten wie der Teufel zu ihnen gekommen, was er mit ihnen geredet, wo er ihnen das Zeichen gemacht, wie sie zum Blocksberg gefahren, wen sie dort angetroffen u. dgl. Und da hieß es nun: „es ist gewiß wahr! Sie hat es selbst gesagt!“ Und doch ist's nicht wahr, wie wir nachher zeigen werden.

Zur Geschichte der Hexerei.

Der Aberglaube an Zauberei und Hexerei findet sich schon in den ältesten Zeiten des Menschengeschlechts, und war von jeher ein Hindernis der wahren Gottesverehrung, darum dem Herrn ein Gräuel, und dem Volke Israel als eine Abgötterei verboten. Aber von jeher wollten die Menschen klüger sein als Gott, und glaubten mehr dem Teufel und seinen Künsten, als Gott und seinem Worte. So lernten die Juden diese Gräuel von den Heiden, und leider die Christen von den Juden. Kurz vor und dann auch besonders nach der Reformation scheint diese Geisteskrankheit am meisten regiert zu haben, und die Geistlichen, die Richter und die Henker hatten vollauf Werk. Um 1650 kam das Uebel im Kanton Bern besonders häufig vor, und drang, wie eine ansteckende Seuche, aus dem Welschland, von Lausanne und Morsee her, vom Neuenburgersee nach in die Aemter Erlach, Nidau und weiter, und eine Menge Unglücklicher ward gesoltet und verbrannt. — Wenn zwei Personen „heller Täggs und außer der nächtlichen Selt,

„darin die diabolischen Illusionen am meisten regieren,“ mit einander davon Gespräch hielten, so war das schon genug zur Anklage, daß auch sie Hexen und von Gott abgesunken seien.

Wie man sie behandelte.

War nun eine Weibsperson also beschuldigt, so ward sie völlig nackt ausgezogen, und durch verheirathete Gerichtsdienere der ganze Leib genau untersucht. Hatte die Unglückliche irgend ein Anmahl, so galt das für ein Zeichen, das ihr der Teufel aufgedruckt habe. Jetzt stach man mit Nadeln in den Flecken oder die Warze; blutete die Wunde, so galt es für ein natürliches Zeichen. Kam aber kein Blut, so war's ein Teufelszeichen. — Oder: man band ihnen Hände und Füße zusammen, und warf sie in ein stehendes Wasser. Fielen sie zu Grunde, so zog man sie heraus, und erklärte sie für unschuldig. Gliedern sie aber oben schroimmten, so mußten sie ohne Gnade sterben. Wollten sie nicht bekennen, so wurden sie gefoltert und gemartert, und manche Unschuldige bekammt, nur um der Folter zu entgehen.

Wer bis jetzt gelesen hat, wird mir sicher bestimmen, wenn ich sage: es war eine stockfinstere Zeit, als man solche Dinge für möglich und wahr hielt. Es war eine barbarische Zeit, als man mit den Menschen so umging.

(Der Beschuß im künftigen Jahrgang.)

Höflichkeit.

Ein alter Herr Pfarrer erzählte mir einmal: ich kam auf Bern, und gieng mit einem Freunde über den Kornhausplatz.

Ein Stallknecht, der ein Pferd an der Hand führte, zog höflich vor uns die Kappe ab, und ich dankte, indem ich den Hut abzog. Mein Freund lachte mich aus, daß ich gar zu höflich sei. Ich antwortete: „es wäre mir leid, wenn ein Stallknecht höflicher wäre, als ein Pfarrer.“

Es machen's nicht Alle so.

Ein großer König hörte in seinem Zelte, daß zwei seiner Soldaten, die draußen standen, sehr schimpflich und unverschämt über ihn redeten; wie es immer schlechter Leute Brauch ist, andere zu lästern, die mehr sind als sie. — Eine Zeit lang hörte ihnen der König ruhig zu; denn ein großer Mann achtet das niedrige Schimpfen eben so wenig, als der Mond es achtet, wenn ein Hund ihn anbillt. Endlich aber trat er zu ihnen hinaus und sprach: „wenn ihr so von mir reden wollt, so geht doch wenigstens auf die Seite, damit ich es nicht höre.“

Schlechter Ruhm.

Dem berühmten König Heinrich dem Viertern in Frankreich ward ein Mann vorgestellt, der ein gar merkwürdiger Fresser sein sollte. Der König fragt: ist es wahr, daß du so viel issest, als sonst sechs Personen? — „Ja, Sire.“ Wie viel arbeitest du aber? — „Hm! Ich arbeite etwa so viel als Einer!“ — Höre, du elender Kerl! Wenn ich sechs solche in meinem Reiche hätte wie du bist, ich ließe sie alle aufhängen! — Hund und Schwein mögen auch viel fressen, sagt der Bote, und so ist wenig Ehre dabei. —

Etwas über Taufnamen.

Diese sogenannten Taufnamen sind viel älter als die Geschlechtsnamen, ja viel älter als die Taufe, denn anfänglich trug jeder Mensch nur einen Namen: Adam, Abraham, Moses, David, Petrus u. s. f. Ja erst Napoleon zwang die Juden eigene Geschlechtsnamen anzunehmen, damit man sie besser von einander unterscheide. Im Anfang, z. B. im alten Testamente, gab man lauter solche Namen, die eine bestimmte Bedeutung hatten; z. B. Abraham heißt: Vater vieler Völker; Sarah, eine Fürstin; Isaak, Sohn des Lachens oder der Freude; Joseph, Vermehrung; Moses, einer den man aus dem Wasser gezogen hat; Joshua, ein Erretter, wie später das griechische Jesus; Saul, ein Begehrter u. s. f. So war es auch als später die griechische Sprache herrschend ward, woher wir noch manche Taufnamen haben, z. B. Agatha, die Gute; Dorothea, Gottesgabe; Euphrosyne, guter Verstand; Margarita, eine Perle; Nikolaus, Volkes Kraft; Genius, von gutem Geschlecht u. dgl. Auch lateinische finden sich, wie Felix, der Glückliche; Benediktus, der Gesegnete; Vincentius, der Siegende; Amadeus, was Gottlieb, das griechische Theophil. Eben solche Bedeutung findet sich bei späteren deutschen Namen, Berthold, berühmter Mann; Carl, Kerl, ein Wackerer; so die Namen Gottfried, Gottlieb, Friedrich, Wahrmund u. dgl.

Leider achtet man heut zu Tage auf die Bedeutung solcher Namen gar nicht mehr. Man wählt sie nur so nach dem Ton, wie

jener Bauermann vor altem, der dem Pfarrer sagte: „es hat in der ganzen Bibel mir kein Name besser gefallen, als — Beelzebub!“ Jetzt wählt man gerne fremde, ungewöhnliche Namen, und will etwas Neues haben, wie Arthur, Alfred, Alfons, Arwed, Oskar, Euphrosina, Edmund u. dgl. — Lieber wollte ich ratheu, nehmt die Namen läblicher Eigenschaften: Eintreht, Friede, Freude, Liebe, Klugheit, Wahrheit, Sitte. Es wäre auf alle Fälle gescheider, als wollt einer sein Kind etwa Trub oder Emmenthal, Leman oder Helvetia taufen lassen. Unnütz und Verwirrung stiftend sind zwei oder drei Taufnamen. Noch einfältiger wenn ein Vater mehrere Kinder gleich taufen lässt, wie Hans und Johannes, Elisabeth und Lise, Mariane und Marie. Das kann bei Anlaß lange Prozesse verursachen.

Der Bote im Wirthshause.

Ich bin sonst nicht viel da. Aber an meinem Geburtstage freute ich mich so recht von Herzen, daß ich noch da war auf der schönen Welt, und noch laufen möchte mit meinen anderthalb Beinen und meinem Botensack. Da gieng ich einmal in's Wirthshaus, versteht sich in ein altes, denn die neuen habe ich auf der Mugge! Und ich sagte dem Wirth: „Seh Christe! gieb jek e Schoppe rothe!“ Aber nit vom wo du mit Heuberi g'farbt hest.“ Und der Wirth sagte: „Eh du bist mer doch e Bexiert! I ha lei seitige Wy!“ So trank ich meinen Schoppen, und warb gar buschus und lustig. Denn ich brauche nicht viel; wie Mancher Andere, um daß der Wein mich fröhlich macht.

Da geriethen nun etliche an mich.
Vornehme Männer, mit großen Bäuchen
und vollen Geldseckeln, und sagten: „Sag
„los! Du fahst i dyr Prattig afa predige.
„Das steht dir nit zu. Schuster blyb him
„Leist!“ Gut, sagte ich, wenn's so wäre!
Aber wenn der Schuster rit bei seinen
Holzschuhen bleibt, der Tischmacher nit bei
seinem Hobel, sondern sogar Gemeinen um
sich sammeln und denen predigen, so darf
ich auf meine Weise auch in der Prattig
predigen. „Ja das Predigen gehört auf
„die Kanzel!“ Gut! Aber da darf ich
nicht hin. Hier aber darf ich reden, wie
mit der Schnabel gewachsen ist. Und was
von der Kanzel kommt, geht ja selten durch
euere dicke Bäuche hinein. — Nun so
sprich!

Höret! Glaubet! Thut darnach! —
Da klagen Viele: Es will eben jetzt Alles
reich werden! Ich sage: Nein! Alles will
vielmehr arm werden. Darum die Sünd-
fluth von Brannwein, von Wirthshäu-
sern, Pintenschenken, Saufwinkeln und
andern Lumpenfabriken. Und jener Bett-
ler hatte recht, als er auertet: „Nüt ha-
het's!“ Denn arm sein ist gar bequem.
Man ist ohne zu arbeiten; erndtet ohne zu
sden; sorget nicht für den morgenden Tag,
und meint mit dem allem eben den Himmel
zu erwerben; sitemal ein Kamel leichter
durch ein Nadelöhr schließt, als ein Reicher
in den Himmel. Aber die Armen sind
eben keine Kamele! Sie wollen ja keine
Last der Arbeit tragen; wollen die Knie
nicht biegen in Demuth, sondern begehrn
auf wie die Nachtwächter, sie wollen sich
nicht leiten lassen, sondern selber Meister
sein. Wahr ist's, sie haben mehr als einen
häflichen Buckel. Sie sind oft Tagdlebe,

die lieber betteln als arbeiten, und gerne
etwas finden, was Niemand verloren hat.
Also wer Hudeln und Lumpen, Läuse und
Flöhe nicht scheut, der kann als Bettler
in diesem Jammerthal ein recht lustiges
Leben führen.

Jetzt lachten die Männer, daß ihnen
die dicken Bäuche wackeln. Aber der
Bote sprach: „Lachet nicht zu früh! Ihr
kriegt euern Theil auch!“ — Also höret
ihr Reichen und Fetten was ich euch sage:

(Das wird im künftigen Jahrgang zu
lesen sein.)

Alte und neue Zeit.

Im Frühling 1802 ward an der großen
Schwelle bei Bern eine Reparation ge-
macht. Man fand da einen ausgehöhlten
Quaderstein, und in demselben eine blecherne
Büchse mit verschiedenen merkwürdigen
Papieren. Z. B. ein Avis- oder Wochen-
blatt vom 19. Hornung 1735. Nur ein
halbes Folioblatt, und nur zwei ganz kleine
Geldstücke. Wir sezen hieher den da-
maligen Preis der Lebensmittel:

Der Mün Dinkel	48	bis	55	Vß.
Das Maß Kernen	11	—	12	—
„ „ Roggen	7½	—	8	—
„ „ Haber	3½	—		—
„ „ Wicti	12½	—		—

Das Pfund Anken 9 Kreuzer.

„ „ Ochsenfleisch, vom	
Beeten	5½
„ „ Kalbfleisch	4
„ „ Schafffleisch	4½

Es sind 98 Tannlein ausgesteckt (Keller-
wirtschaften), und giltet die Maß Wein
10 Kreuzer bis 4 Baken.

Das Treffen bei Neueneck 1798.



In einem Hausbuche eines reichen Berners von 1731 findet sich unter Anderem: Zwei Paar Schuh 40 Bk. Zwei Haftpfenninge zusammen 28 Bk. Lakotenwein die Maß 2 Bk. Der Magd den Jahrlohn 6 Neuthaler. Ein Klafter Buchenholz kostete 37½ Bk. Eine Wurst 1 Bk. Ein Hundert Dachziegel 15 Bk. Landwein die Maß 6 Kreuzer.

Jetzt vergleiche der Leser damit die jetzigen Preise, so sieht er, um wie viel weniger Werth das Geld jetzt hat.

Das Treffen bei Neuenegg 1798.

Es soll die Geschichte des Vaterlandes Jedem wichtig sein, der nicht nur darum lebe, daß er ist und trinkt, schläft und stirbt, sondern der auch denkt.

Der Mensch muß denken! Ohne Denken gleicht

Der Mensch dem Ochs und Esel im Stalle.

Wenn nun die Einen vorzüglich gerne das wissen mögen, was lange vor ihnen geschehen ist, die Geschichte der alten Schweizer, so sind darüber so viele Bücher und Büchlein geschrieben, daß Jeder sich behelfen kann. Aber Andere hängen mehr am Neuen. Da meinen jetzt Manche: ach! vor Altem waren die Leute gar dummi und einfältig. Man wußte nichts; die Obrigkeiten wußten nicht, was regieren heißt; und das Volk wußte nicht was Freiheit war! — Nun der Vore will Jedem seinen Glauben lassen, so ferne man ihm den Seinigen auch läßt! Und er glaubt, wenn Obrigkeiten Jahrhunderte lang regierten, daß Jevermann zufrieden war, so wissen sie was Regieren ist. Und wenn

das Volk Leib und Leben d'ran sezt, diejenige Freiheit zu behalten, die es hat, so muß diese doch nicht so schlimm sein.

Die neuere Geschichte unseres Vaterlandes hat aber auch darin für uns eine besondere Merkwürdigkeit, daß es ganz eigentlich unsere Geschichte ist, die Geschichte, die wir selbst erlebt, in der wir etwa selber gehandelt haben. Von dem Unglücksjahre 1798 wissen noch Manche zu erzählen, und Viele mit bitterem Schmerz. Es ist auch über jene Zeit Vieles geschrieben. Aber weil die Schreibenden eben zu nahe dabei standen, zu sehr für und wider Partei nahmen, so sind viele Darstellungen nicht rein und unparteiisch. Eine wahre gründliche Geschichte jenes Trauerspiels haben wir wohl noch nicht.

Der Vore giebt hier über das Gefecht bei Neuenegg einen Bericht, wie er damals von dem dort kommandirenden Anführer der Bernertruppen bekannt gemacht wurde. Er ist rein militärisch, ohne alle Parteisuche abgefaßt. Vielleicht mag mancher alte Mann noch leben, der dort mit gekämpft und geholfen hat die Ehre des Schwetzervolkes zu retten, Mancher mag sich freuen die Geschichte jenes Tages zu lesen, und seinen Kindern und Großkindern zu erzählen, was er gesehen und erfahren hat.

Dass eine Hand voll ungeübter, des Krieges unerfahner und ungewohnter Milizen einer großen Überzahl, in langen Kriegen gegenüber Soldaten unterlag, das ist keine Schande. Aber daß diese Hand voll Milizen solche Thaten that, das verdient Lob und rühmliches Andenken.

Den 4. Merz 1798 laugte der Unterschrie-bene, als Kommandant des Postens von Neuenegg, zwischen 4 und 5 Uhr Abends dort an, und fand die daselbst postirte Mannschaft, welche aus ein paar Landgerichts-Bataillons bestund, in nicht geringer Unordnung, theils durch die denselben Nachmittag geschehene Ermordung*) ihres Chefs, des Obersts Stettler, theils auch, weil sie schon eine Zeit lang kein Brod bekommen, und sich dafür mit Wein und Branntwein beholfen hatten, besonders an dem nämlichen Tag.

Noch den gleichen Abend detaschierte ich in das Dorf Neuenegg selbst, welches in der Tiefe eines Thales liegt, wodurch die Sense fließt, die Grenzscheide zwischen Bern und Freiburg ausmacht, und drei Stunden von Bern entfernt ist:

- 1) Die Compagnie Freiwilliger von Zofingen;
- 2) die Compagnie Freiwilliger von Bern, 40 Mann stark, und
- 3) eine Compagnie Landmiliz.

Während er selbst mit den anwesenden Stabsoffizieren in der Entwerfung eines Operationsplans begriffen war, nach welchem die Posten von Neuenegg, Laupen und Gümmiken folgenden Tag vorwärts rücken und die Franken angreifen sollten; so griffen sie selbst den 5. des Morgens zwischen 1 und 2 Uhr, mit einem heftigen Handgranatenfeuer an, unterstützt durch die Brigade des General Pijon.

Diese passirten oben und untenher Neuenegg durch den Sensenstoss, setzten sich auf die Flanken des bernerschen Lagers, zugleich griff eine starke Kolonne das Dorf Neuenegg selbst an, also wo die oben bemerkten detaschierten Compagnien allen möglichen Widerstand thaten, und die Freiwilligen von Zofingen und Bern sich auf's tapferste hielten. Dies konnte aber zu nichts helfen! Da die Franken auf die oben an der Anhöhe postirten bernerschen Truppen auf beiden Flanken ein heftiges Feuer machten,

so gerietben diese Truppen nach einer kurzen Gegenwehr in die größte Unordnung, alles retirirte nach den rückwärts gelegenen Waldungen, der große Forst genannt, wo allen Bemühungen ungeachtet keine Möglichkeit mehr war, die Leute wieder zu sammeln und das Treffen zu erneuern; Artillerie und Bagage nahmen ihren Weg nach Bern.

In dieser mislichen Lage behauptete der Unterschriebene noch allzeit die Hauptstraße nach Bern, kam aber des Morgens um 7 Uhr mit dem Überrest der Freiwilligen von Zofingen und Bern und etwa hundert andern, in die Gegend der Stadt an; ließ sogleich Report von dem Vorgefallenen machen, und begleitete frische Mannschaft, den ankommenden Feind anhalten zu können. Dieser Succeurs kam auch nach Verlauf zweier Stunden an; es war das Regiment Thun und zwei oberländische Scharfschützenkompanien, an welche sich auch die Hausleutenkompagnie von Bern anschloß, zusammen circa 1400 bis 1500 Mann; mit diesen und dreien wohlbedienten Kanonen gieng er nun wieder mutig vorwärts. — Die Franken hatten sich inzwischen bei und in dem großen Wald obenher Niedergewangen,*) ausgedehnt und festgesetzt; sobald meine ausgeschickten Patrouillen diese entdeckten und ihre Stellung erkognosirt hatten, so formirte ich sogleich eine schiefe Schlachtdisposition, nebst zwei Corps Reserve, griff mit meinem rechten Flügel ihren linken an, überflügelte denselben und schling ihn nach einem ständigen Gefecht in die Flucht; ich ließ ihn durch die Scharfschützen und noch durch zwei Compagnien Infanterie verfolgen, machte mit dem übrigen Theil des rechten Flügels eine

*) Hier lag schon vor der Netraite und blieb auch nach ihr eine Compagnie Scharfschützen, welche noch vor Tagesanbruch den fünfzigfach überlegenen Franken viel zu schaffen gab, indem bei Mondstein und der weissen Montur der lebten die bernerschen Söhne gehörig zielen und treffen konnten.

*) Durch Sidemajor Wacker von Bümpliz.

ganze Schwenkung links, ließ meinen linken Flügel par échelons anrücken, und brachte durch diese Bewegungen das Centrum und den rechten Flügel der Franken zwischen zwei Feuer; auch dieser wurde nach einer hartnäckigen Gegenwehr in die Flucht geschlagen. — Inzwischen hatte ihr linker Flügel sich wieder gesetzt, bei welchem sich auch ihr rechter rallte, das Treffen begann von neuem, und war allgemein auf der ganzen Schlachtordnungslinie; — die Franken wehrten sich desperat, und es war eine Zeit lang zweifelhaft, welche Parthei weichen sollte, man schlug sich mit dem Gewehrkolben so gut als mit dem Bajonet, endlich ließ ich die zwei Reservekorps anrücken, diese mussten die Franken zugleich rechts und links in die Flanken nehmen, und so war der Sieg entschieden; die Franken zogen sich zurück, setzten sich aber alle Augenblicke wieder; so wurden sie von Baum zu Baum und von Wald zu Wald immer zurückgeschlagen, bis auf die Höhe obenher Neueneck, wo alle Waldungen gänzlich aufhörten.

Dort machten sie nun ein heftiges Kanonen- und Kartätschenfeuer auf unsere vorrückende Linie, zuvor hatten sie sich ihrer Kanonen wenig bedient, — das Terrain erlaubte es nicht; ich ließ die meinen auch nur da vorrücken, wo der Widerstand am heftigsten war, und wo ein paar Schüsse mit Nutzen konnten angebracht werden.

Sobald unsere Linie auf freiem Feld war, und die Franken in weit größerer Anzahl vor uns standen, — so ließ ich auf beiden Flügeln Flanken formiren; um nicht noch überflügelt und durch ihre Kavallerie in die Flanke genommen zu werden; meine Kanonen ließ ich aber da auffahren, wo sie in Masse und in vierfacher Linie wieder aufmarschirt standen. In dieser Stellung stürmten wir, ihres heftigen Kanouenfeuers ungeachtet, auf sie zu, schlugen sie auf's nene in die Flucht, und trieben sie von allen Höhen hinunter bis in's Thal von

Neueneck. Hier wollten sie sich wieder setzen; es war aber vergebens, sie mussten wieder durch das Wasser und waren gezwungen, auf den jenseitigen Anhöhen des Freiburgergebiets sich wieder zu ralliren; — und unsere Leute besetzten das Dorf Neueneck.

In diesem Zeitpunkt, ungefähr um 3 Uhr Nachmittags, bekam ich einen Courier von der Kriegskanzlei aus Bern, mit dem Befehl, alle Feindseligkeiten sogleich einzustellen, der General Schauenburg sei wirklich in Bern eingetrückt, nachdem er in verschiedenen auf einander folgenden Treffen die ihm entgegen gestellte bernersche Armee gänzlich zerichtet habe; — ich soll alle meine unterhabende Mannschaft entlassen, sie abdanken und nach Hause zurück senden.

Auf diesen Befehl hin schickte ich sogleich einen Parlementair an den französischen kommandirenden General und ließ ihm kund thun, daß der Befehl da sei, daß alle Feindseligkeiten aufhören sollen; General Schauenburg sei wirklich in Bern; welches er seinerseits sogleich beobachtete, und nicht mehr auf uns feuern ließ. — Als ich aber unsren Lenten diese traurige Nachricht bekannt machte, geriethen sie in die größte Verzweiflung — sie glaubten anfänglich, ich sei ein Verräther, wolle sie etwa bestriegen und verhindern, den so theuer erlangten Sieg zu benutzen.*.) Mehr als 50 Mal musste ich ihnen den erhaltenen Befehl vorlesen und vorlesen; — endlich gelang es mir, sie nach und nach zu besänftigen, und sie zogen traurig und mit beklemmten Herzen ein Feder seiner Heimath zu; — ich that auch das nämliche in der bangen Ungewißheit, wie es meiner Vaterstadt ergangen sei. Ich fand aber Personen und alles Eigenthum unverletzt; der Großmuth des Neberwinders Helvetiens wird bis auf unsere spätesten Nachkommen ein ewiges

*.) „Den Kampf gewonnen und doch das Vaterland verloren,“ so lautete die allgemeine Klage.

Denkmal in unsren dankbaren Herzen errichtet
bleiben.

Die Zahl der Unsrigen, so in diesen hizigen
Gefechten geblieben sind, ist mir nicht gänzlich
bekannt; zu Neuenegg selbst sind 135 begraben,
und gegen 50 Blessirte nach Bern transportirt
worden; die Franken erlitten aber einen weit
größern Verlust; ihre Todten lagen haufenweis
auf dem Kampfplatz, und über 400 Blessirte
wurden nach Freiburg gebracht, auch ließen
sie 18 Kanonen auf den Höhen von Neuenegg
zurück, die sie uns zum Theil bei dem ersten
Angriff in der Nacht abgenommen hatten, in
welchem sie auch einige Gefangene gemacht
haben; hingegen in allen folgenden Gefechten
am Tage ist kein Gefangener gemacht worden.—
Die Erbitterung, mit der man focht, war zu
groß; und da wo man handgemein werden
konnte, entschied das Bajonnet oder der Ge-
wehrkolben.

Erst nachdem alle bernersche Truppen aus
der Gegend von Neuenegg sich entfernt hatten
und nach Hause gegangen waren, haben die
Franken bei einbrechender Nacht Besitz von
dem Dorf genommen, und sind in der gleichen
Nacht und am folgenden Tag gegen Bern
vorgerückt. — Auch haben sie den nämlichen
Tag nicht eher von den Posten von Laupen
und Gümminen Besitz genommen, als bis die-
selben auf Befehl aus Bern, nach Übergang
der Stadt, von den bernerschen Truppen sind
verlassen worden, die ganz ruhig abgezogen
sind. —

Dies zur Steuer der Wahrheit!

Joh. N. Graffenried v. Bümpliz,
ehemals Oberst und General-Quartier-
meister der bernerschen Truppen.

Die Wanderheuschrecke.

In der Schule schon vernimmt jedes
Kind: Johannes der Täufer habe Heu-
schrecken und wilden Honig gegessen. Wenn

das auch einiger Maßen erklärt wird, so
bleibt es für Viele doch eine unbegreifliche
Sache, weil wir in unserem Lande gar
nichts Ähnliches kennen. Die Heuschrecke,
von der hier die Rede ist, ist allerdings
unsren großen, grünen Heustüffeln gleich,
hat Flügel, Füße, Fühlhörner, Gebiss,
kurz; die ganze Gestalt gleich, nur ist sie
größer und von mehr brauner Farbe.
Reisende, die in Egypten oder Ostindien
die Züge dieser Thiere angesehen haben,
versichern, man könne sich keinen Begriff
von dieser Erscheinung und ihren Folgen
machen. Ein Heer von vielen Millionen
zieht, wie eine große lange Wolke, durch
die Luft heran. Man hört ein Geräusch
wie von einem großen Wasser, die Luft
wird verdunkelt, als wollte es Abend wer-
den. Schrecken und Angst erfüllt die
Menschen. Man macht Lärm mit Kesseln,
man schleift u. s. f. um sie zu vertreiben.
Denn wehe der Gegend, wo sich der unge-
heure Schwarm niederläßt! In einer
Viertelstunde ist die Fruchtbarkeit gänzlich
zerstört, das schönste Gras, die fröhlichste
Saat und jedes Blatt und jede Pflanze
ist abgefressen, und Bäume und Stauden
stehn wie Besenreis da. Am Morgen zieht
der verheernde Schwarm weiter. Ist ihre
Zeit um, so legen sie ihre Eier in die Erde
und sterben. Aber nun entsteht neue Noth
durch den Pestilenzgeruch, den die Unzahl
dieser faulenden Thiere verbreitet. In
unsren Welttheil kommen sie Gottlob höchst
selten. Doch waren sie 1693 in solcher
Menge in einigen Gegenden Deutschlands,
daß aus ihren Verheerungen drückende
Theurung hervorgieng. Im Jahre 1749
erschienen sie auch, jedoch in viel geringerer
Menge. Man bot Mannschaft auf, die

am Morgen, ehe die Thiere ausslogen, viele hundertausende todschlug, und dann Nester und Eier auffsuchte und zerstörte. Man hat berechnet, daß in einem einzigen Amte über achtmalhundert neun und fünfzig tausend Nester und darin über 73 Millionen Eier zerstört wurden.

Noch jetzt werden aber im Morgenlande diese Thiere gegessen, wie neuere Reisende versichern. — Die heilige Schrift spricht von dieser Plage 2 Mos. X. Sprüche Salomo XXX. 27. Besonders beschreibt sie der Prophet Joel.

An einen Advokaten.

Heiss! Es lebe der Streit! Es leben die
zankenden Bauern!

Denn mit dem Frieden, mein Freund, wäre
dir schwerlich gedient.

Scheren die Bauern darfst du, doch darfst
du sie, Lieber, nicht schinden;

Denn dem geschundenen Schaaf, wachset
die Wolle nicht nach.

Eurer sind Legion! „Wahr ist's; doch
leben wir alle,

„Und befinden uns wohl!“ Ja! doch übel
die Welt.

Geistesgegenwart.

Wenn ein Mensch da, wo eine Gefahr
ihn überfällt, nicht den Kopf verliert, son-
dern sich gleich zu ratzen und zu helfen
weiß, so heißt man das Geistesgegenwart,
und ist eine gar kostliche Gabe, die Man-
chen schon das Leben oder doch sein Glück
gerettet hat. Folgendes Beispiel stand in
einer französischen Zeitung.

Ein Frauenzimmer in Paris kommt von einem Besuche nach Hause, und findet zu ihrer großen Verwunderung in ihrem Zimmer zwei unbekannte Männer, die eifrig einpackten, was sie aus den mit falschen Schlüsseln eröffneten Schäften gestohlen hatten. Manche andere wäre auf den Tod erschrocken und hätte Mordio! gerufen. Aber sie nicht. Ruhig fragt sie vielmehr: wohnt Mamsel Baudry hier? Ja! Ist sie zu Hause? Nein! So sagt ihr doch, ich habe sie besuchen wollen! — Damit gieng sie fort, machte aber unten Lärm, es kam Hülse und die Diebe wurden gepackt.

Der angeführte Mädchenräuber.

Dass die verliebten Leute manchmal gar tolle Streiche machen, davon hat der Bote in früheren Jahren schon erzählt. Aber mancher Leser denkt jetzt vielleicht mit Seufzen daran: ach! ich hab's selber erfahren. Einer von den dümmsten Streichen ist aber doch immer, wenn etwa die Eltern der Tochter Nein sagen, und diese dann heimlich mit dem Burschen davon läuft und — sich stehlen lässt. Eine dergleichen lustige Geschichte will ich jetzt erzählen.

Ein junger Bauernsohn, ich sage nicht wer und nicht wo, denn ich will nicht Verdruss machen, hatte sich gar sterblich in die Tochter eines angesehenen Mannes verliebt, der ein schönes Herrenhaus in Lehen hatte. Er begehrte sie zur Ehe. Sie fragte ihm nicht viel nach, er aber ward dringender. Sie wußte wohl warum sie nicht wollte; aber es sollte Niemand noch wissen, an wen sie ihr Herz schon heimlich verschenkt habe. Endlich weist sie ihn auf

die Aeltern. Diese geben ihm den Abschlag. Aber auch das kurirt den Verliebten nicht. Stärker nur dringt er in das Mädchen, und macht ihr den Vorschlag, sie zu entführen. Das Mädchen wird nun zwar böse über eine solche Zumuthung; aber — wer kennt nicht die Weiberlist? — sie verspricht ihm's nach einiger Weigerung, und alles wird abgeredet. — Die Nacht kommt; der Liebhaber langt auf seinem Dragonerpferd an; das Mädchen schleicht in seinen Mantel gehüllt heran, wird hurtig auf's Pferd gehoben, und fort gebis im Galopp über die Grenze. So wie sie am Orte ihrer Bestimmung angelangt sind, springt der verliebte Ritter vom Pferde, hebt seine Geliebte herab und führt sie in's Haus. Aber was sieht er! Sie schlägt den Mantel auf — und — der Bruder der Geliebten steht vor ihm. „Spitzbube!“ donnert er ihn an — „Mädchenräuber! Soll ich dich den Gerichten überliefern?“ Will der Narr wohl oder übel, so muß er mit einer schönen Nachtmahlzeit sich loskaufen, dem Bruder sein Pferd zur Heimreise entleihen, und zu Juhe mit langer Nase heimziehn. Von den Schlägen, die er zur Bezahlung seiner Frechheit von dem erzürnten Bruder bekam, wollen wir ihm nichts ausbringen.

Hans Wunderlich.

Der Mann, von dem ich hier erzähle, heißt wohl Hans. Aber das „Wunderlich“ ist nur ein Uebername, und der Leser mag am Ende, wenn er alles gelesen hat, entscheiden, wer recht hat, ob der Hans oder die Leute in seinem Dorfe.

Vorerst wie ist der Hans so wun-

derlich geworden? Daran, sagen die Leute, ist der Pfarrer Schuld, der den Hans als einen armen Buben angenommen hat, zum Gehülfen für seinen Knecht. Und der Bube hat schreiben und rechnen gelernt, wie ein Schulmeister, und hat allerlei Bücher gelesen, wie ein Predikant, und hat sich überstudirt und ist wunderlich worden, daß er alles anders macht, als wie es der Brauch ist. Zum Beispiel er gieng nie in's Wirthshaus, denn er sage: ich bin arm und muß mein Geld sparen. Er ließ nie des Nachts mit der Purs herum, denn er sagte: den Tag über werche ich, und des Nachts schlafe ich. Dafür bin ich am Morgen munter, und schlafe nicht am Sonntag in der Predigt, wie mancher andere. Zu Kilt gieng er auch nicht. Heirathen ist eine ehrliche Sache, meint er, und wer etwas Ehrliches will, braucht nicht Nachts herum zu streichen, als hätte er Böses im Sinn. Freilich lachten ihn die andern aus, spotteten seiner und sagten ihm: Herr Hans! Herr Predikant! Herr Kapitiner! u. dgl. Aber er meint: es kommt nicht darauf an, was die Leute sagen, sondern auf das was ich bin. Und wenn ich rechtschaffen bin, so — acht ich euer Schwatzen nicht. Als der alte Herr gestorben war, meinte man: „jetzt wird's dem Hans wohl bessern.“ Aber da nimmt ihn der Chorrichter zum Knecht. Und der neue Meister war grad so wie der Pfarrer, und nahm den Hans eben weil er so wunderlich war, sagte er. Wahr ist, Hans war ein ausbündischer Knecht. Er verstand die Landarbeit, wußte mit der Waar umzugehn, fast wie ein Behdokter; dabei war er der erste und letzte bei'r Arbeit, und hielt eine Ordnung in Allem, daß verwunderlich war. Aber im

Wirghshaus und auf dem Kegelplatz sah man ihn nie. Er saß am Sonntag daheim und las, oder schrieb alles genau in's Buch was er jeden Tag von der Arbeit ausgezeichnet hatte; oder er spazierte über die Hügel u. dgl. Und das Alles fanden die Leute wunderlich.

Wahr ist, der Hans machte Manches worüber die Leute den Kopf schüttelten. Einmal sah man ihn nach dem Feierabend einen großen Kratten voll Grien den Berg auf tragen. Was willst du mit deinen Steinen? fragt Einer. „Ich will da oben im Fußweg das Loch ausfüllen, das der Regen darein gemacht hat.“ — Was geht dich doch der Fußweg an? Du gehst nicht dadurch. „Nein, aber der Benz, der so ein kurzes Gesicht hat, könnte in dem Loche fallen, und das will ich verhüten. Wer weiß Gutes zu thun und thut nicht, dem ist's Sünde.“ — Einmal im Spätherbst trifft ihn Einer am Sonntag Nachts im Walde an, mit einer Burde Respen. Was Tugende tustig machst du, Hans! Bist doch nit e Holzschelm worde? „Nein!“ Aber das Holz gehört dem armen, lahmen Beilt. Es kann's nicht selber heimtragen, und vermag Niemand zu zahlen. So thue ich's!“ Aber an einem Sonntag! „Ich habe die Predige nicht versäumt; und daneben den Armen und Wittwen dienen, ist auch Gottesdienst.“ Einmal begegnet er einem Mann, dessen Hund ihm an die Weine fährt. Hans nimmt den Mann bei'm Kragen und wirft ihn rücklings in den Haag. „Du verdienst Strafe, sagte er, warum hast du deinen Hund so schlecht gewöhnt.“ — Rätsch: Annis Bub lief ihm einmal auf der Gasse nach und rief immer: „Hans Wunderlich!

Hans Wunderlich!“ Hans gieng stille seinen Weg, als hätte er keine Ohren. Als er von seiner Arbeit zurückkam, war der Bub schon frecher, tanzte vor ihm her und sang immer überlaut: „Hans Wunderlich! Hans Wunderlich! Da zog Hans einen schönen rothen Apfel aus dem Sack: „Peterli! komm! Da hab' ich dir einen Apfel.“ Aber Peterli fürchtete Ohrfeigen und kam nicht. „Peterli! halte die Kappe dar, ich will dir den Apfel d'rein werfen.“ Peterli hielt die Kappe offen dar, und erhielt richtig den Apfel. Du bist einmal der Wunderlichste, sagte des Pfisters Frau, die von ihrer Hausthüre zugeschaut hatte, daß du dem unverschämten Buben noch gar etwas schenkst. „Schau, — sagte Hans — ich dachte: er schweigt eher, wenn ich ihm etwas schenke, als wenn ich ihn schelte. Mit einem Löffel voll Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem Fas voll Essig.“

(Wird fortgesetzt.)

Merkwürdiges Zeugniß.

„Dass der Nachrichter von Teckelnberg, Post Heinrich Stollheur den für einige Zeit in der Hallenberg inhaftirt gewesenen Heinrich Schuerkamp wohl und zu meinem besondern Vergnügen enthaftet; sodann auch bei meines Bruders, des Syndics Zeiten, einen daselbst inhaftirt gewesenen Kötter über die Massen wohl gehenkt, also dass man in dergleichen Fällen wohl von ihm bedient sein wird; ein solches bezeuge ich hiermit. 1709. Junit 9. Ferd. Joseph Heerde, Gograf zu Meest.

Der Vore will das alles glauben, behält aber dieser Bedienung gar nicht.

Schießen am Hochzeit.

Einige Nachbaren stehn zusammen an der Straße, und Hans sagt: sagt mir nur, was haben Sie da unten so zu schießen?

Benz. Heh! Wer weiß! Der junge Boneparli ist vielleicht gestern dort angelangt. Dem schießen sie Freud! Sie haben ja schon nächtli angefangen.

Christen. Ich habe doch nie gehört, daß sie dort eben viel Freude an dem Franzosenprinz hätten, und etwa gar seinetwegen Krieg anfangen wollten

Hans. Heh! Vielleicht wissen sie, daß Friede ist. Sie wissen dort immer alles eher als andere Leute.

Christen. Heh! Dort kommt eben ihr Polizeier. Hör du! Was macht ihr für Lärm da unten, und warum schießt ihr so schrecklich?

Polizeier. Es ist von wegen einem vornehmen Hochzeit.

Benz. So! Wer ist's?

Polizeier. Heh! Wer ist's! Der lahme Schneider nimmt die krumme Ma-rei; und da ist sich wohl der werth zu schießen.

Jetzt lachen die andern aus vollem Halse.

Benz. Eh, daß der Schieß! Mögen die einen solchen Lärm machen? Man vernimmt's wohl sonst noch, daß sie zusammen zwei Narren sind.

Hans. Ja, eine solche züchtige Jungfrau, die erst zwei uneheliche Kinder gehabt hat, darf schon großzuhun, wenn sie endlich mit dem dritten einen Mann bekommt.

Christen. Sie hätten den Lärm doch können bleiben lassen. Es wird nachher noch Lärm genug geben in der Haushaltung.

Polizeier. O nein! Sie leben mit einander wie die Kinder. Sie hat ihm erst nicht vor Langem das Gesicht ganz verkratzt, und er hat ihr den Ellstecken auf dem Buckel zerschlagen.

Benz. Zuletzt hab' ich doch recht. Alle Mal wenn ich solches Schießen höre, so denk' ich: der größte Narr macht den größten Lärm.

Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.

Das ist ein altes Sprichwort. Allein ob wie wahr es ist, findet es doch nicht überall Anwendung. Immer noch giebt es leichtgläubige Leute, die mit offenen Ohren hören, sobald etwas Wunderbares und Uebernatürliche erzählt wird oder widerfährt. Solchen zur Warnung erzählt der Vore aus einer alten Chronik: — Im Jahre 1551 trug sich eine sonderbare Begabenheit zu, in der Engi, nahe bei Bern. Bendicht Tschäppeler, gewesener Schulmeister im Solothurnergebiet, kam in das Berngebiet, Vorhabens seinem Bruder in der Engi einen Besuch abzustatten. Gabe vor, daß, als er den Forst vorbeiging, er Stimmen gehört habe, die ihm Hüf und Trost zugesagt; als er aber zu dem Baumgarten kommen, seien ihm drei Geister begegnet, die ihn zur Gesellschaft eingeladen. Er hielt sie für Gespenster, und vertrieb sie mit seinem Schwerte. Als er zu seinem Bruder kam, gab er vor, er kämpfe mit diesen bösen Geistern, gebedete sich seltsam, mit solcher starker Bewegung,

dass das ganze Bett, darin er lag, schwelß
naß worden. Wenn er zu sich selbsten kam,
so predigte er von der Buße allen Um-
stehenden. Hiermit hat dieser viele Ein-
fältige berückt und betrogen, die ihm ange-
hangen, einen sonderbaren Heiligen zu
sein geglaubt, und ihn vielfältig beschenkt,
welche Gaben er hernach mit seinen Freun-
den verzehret und sich darob ergehet. —
Diesen Betrug hat er drei Monate lang
getrieben, da ihn etliche Burger des Nachts
bei der Zeche angetroffen, ihn der Oberkeit
verleidet, worauf er, als ein Betrüger des
Landes verwiesen worden.

Wer löst mir diesen Knopf auf?

Eine Wittwe von etlich und vierzig
Jahren heirathet einen jungen Mann, und
wird Mutter eines Sohnes. Am gleichen
Tage heirathete die Tochter dieser Frau
aus erster Ehe den Vater des jungen
Mannes, der nun ihr Stiefvater war. Die
Wittwe ist also, vermög ihrer Verwandt-
schaft, die Großmutter ihres Mannes und
Urgroßmutter ihres eigenen Sohnes. Da
aber der Sohn einer Urgroßmutter nothwen-
diger Weise der Großvater oder Großonkel
ihrer Nachkommen ist, so fragt sich, ist
dieses Kind nicht sein eigener Großvater?

Ey ja wohl.

Bei'm Wort „Rathsherr“ fällt mir
ein lustig Stücklein ein. Ein Rathsherr
von Nürnberg sagte einmal zu Demand:
„Wenn ihr von einem gescheiden
Mann Rath wollet, so kommt nur
zu mir.“ Der geneigte Leser lacht und
denkt: man braucht eben nicht bis Nürn-
berg zu laufen, um solche kluge Raths-
herren zu finden.

Russische Mode.

Wenn in Russland ein Mädchen auf
dem Sprunge steht, sich zu verheirathen,
so hat ihr Vater eine Peitsche in der
Hand, und fragt den Bräutigam: ob er
die Tochter heirathen wolle? Sagt er:
ja: — so giebt ihr der Vater drei leichte
Streiche mit der Peitsche und sagt: „meine
Tochter! Das sind die letzten Streiche,
die du von mir erhältst. Ich hoffe aber
dein Mann wird von nun an meine Stelle
vertreten.“ Und damit bietet er dem
Bräutigam die Geisel an. Dieser thut
dergleichen, er wolle sie nicht, die Tochter
werde sonst gut thun u. dgl. Endlich
nimmt er sie doch, und flirtet später manch-
mal damit seiner Frau. Das heißt wohl:
„Ich möchte dich fressen — nein prügeln
vor Liebe.“ Wie bald werden wohl unsere
Mädchen diese Mode nachmachen?

Merkwürdige Grabschrift. X 1923

Der berühmte Benjamin Franklin, von
dem der Bote einmal mehr erzählen wird,
war ein Amerikaner, und ein Buchdrucker.
Er selbst hat für sich folgende Grabschrift
aufgesetzt, die alles Nachdenken verdient:

Hier liegt der Leib Benjamin Frank-
lins, Buchdruckers, wie der Deckel von
einem alten Buche, dessen Innwendiges aus-
gerissen ist, und das seinen Band und seine
Bergoldung nicht mehr hat; und dient den
Würmern zur Speise. — Inzwischen wird
das Werk nicht verloren gehen, denn, wie
er glaubt, wird es einst wieder heraus kom-
men, in einer neuen und sehr schönen Edi-
tion, vermehrt und verbessert von dem Autor.

Franklin starb den 17. April 1790.